

an die Universitäten während der Kriegsjahre²³⁶ statistisch leicht aufgewogen: Studierten 1931 noch rund 104.000 junge Menschen an den deutschen Universitäten, waren es 1939 nur noch rund 41.000 bzw. 1943/44 rund 54.000.²³⁷ Im Verlauf der 1930er Jahre und besonders ab 1935 trübten sich so die Bildungs- und Karrierechancen der jungen Generation durch die scharfen Ausleseprozesse ein.²³⁸ Gegen die Angehörigen der mittleren bzw. unteren Schichten, besonders gegen die ländliche Bevölkerung wurde der Studienzugang massiv abgedichtet.²³⁹ Ein erheblicher Bruch mit der langfristigen Tendenz einer schrittweisen sozialen Öffnung der Universitäten – während das nationalsozialistische Deutschland allmählich an einem manifesten Mangel an akademisch qualifiziertem Personal, nicht zuletzt am Verschwinden der jüdischen Intelligenz litt: Die unter dem noch frischen Eindruck der Weimarer Überfüllungskrise massiv vorangetriebene völkische und misogyne „Säuberung“ der Berufe führte um 1937 zur Vollbeschäftigung von Universitätsabsolventen; danach klappten drastische Vakanzen bei allen akademischen Zielberufen.²⁴⁰ Diese „verfehlte Strukturpolitik“, stürzte die Hochschulen der NS-Periode in eine schwere Krise, gefährdete gar den Fortbestand einzelner Studienfächer und die Existenz kleinerer Universitäten.²⁴¹ Allein die rasche Rücknahme von Restriktionsmaßnahmen, eine Absenkung von Zugangsschwellen und Prüfungsanforderungen und eine Kehrtwende der offiziellen Rhetorik vermochten die Studierendenzahlen in den letzten Jahren des „Dritten Reichs“ anzuheben.²⁴²

Die sozialen Umstrukturierungsprozesse von Universität und Gesellschaft, die in Weimarer Zeiten begannen, setzten sich insgesamt aber weiterhin fort. Spätestens mit der Herrschaft des Nationalsozialismus endete daher auch das Zeitalter des Bildungsbürgertums als für die deutsche Universität prägende, ja sozial und kulturell hegemoniale Sozialformation.

II.1.4 Postindustrielle Leistungsgesellschaft: Von der Rekonstruktion der Universität zur „Bildungsrevolution“ 1960 bis heute

Die Jahre zwischen der bedingungslosen Kapitulation NS-Deutschlands 1945 und der Gründung der Bundesrepublik 1949 waren zerfurcht von materieller Armut und wirtschaftlicher Not in den vier Besatzungszonen, von moralischer Desillusionierung, politischer Apathie und einer langsamen Staatenbildung. Die Zukunft des Landes lag in den Sternen, Schichten- und Geschlechterdifferenzen schienen eingeebnet, bisherige Ordnungsraster nicht mehr zu gelten; die Empfindung einer „Zusammenbruchsgesell-

236 Während der Frauenanteil an den Studierenden an Universitäten um 1939 ca. 14 Prozent betrug, stieg er in den frühen 1940er Jahren wieder auf rund 47 Prozent an, vgl. *ibid.*, S. 181.

237 „Das Grundmuster des Einbruchs um mehr als die Hälfte und einer teilweisen Erholung vor allem durch Studierende neuer Gebiete ist so stark, daß es bei allen Indikatoren, Hochschularten und Fakultäten durchschlägt.“ *Ibid.*, S. 178.

238 Vgl. *ibid.*, S. 180.

239 Vgl. *ibid.*, S. 181f.

240 Vgl. *ibid.*, S. 183.

241 Vgl. *ibid.*, S. 185.

242 Vgl. *ibid.*, S. 186.

schaft“, einer „Stunde Null“ dominierte.²⁴³ Nach der doppelten Staatsgründung war der gesellschaftspolitische Alltag in Westdeutschland von dem starken Drängen getragen, die unmittelbare Vergangenheit rasch hinter sich zu lassen und zur „Tagesordnung“ einer gefestigten demokratischen Ordnung, die aus den Verhältnissen der Weimarer Jahre entscheidende Lektionen gezogen hatte, und einer Politik der „Westbindung“ unter dem ersten Bundeskanzler Adenauer, überzugehen.²⁴⁴ Kritiker dieses Prozesses wie die Herausgeber der *Frankfurter Hefte* Eugen Kogon oder Walter Dirks sahen darin eine konservative Politik der „Restauration“ anstelle eines tatsächlichen demokratischen Neuanfangs.²⁴⁵ Theodor W. Adorno witterte im wiederaufgenommenen Kunst- und Kulturbetrieb eine monologisierende Ablösung der Intelligenz von tatsächlichen gesellschaftlichen Vorgängen, einen „gespenstische[n] Traditionalismus ohne bindende Tradition“²⁴⁶, der sich der Auseinandersetzung mit den jüngst zurückliegenden Gräueln entziehe. Für die – auch studentische – Jugend ergab sich zuvörderst das Problem der Orientierungs- und Verhaltensunsicherheit einer (Post-)Adoleszenz „zwischen zwei sozialen Horizonten“, nämlich den mehrheitlich kleinräumlich-vorindustriellen Wertmustern ihrer Eltern- und Großelterngeneration und der Erfahrung einer industriegesellschaftlichen Arbeitswelt, einer von Großorganisationen und urbanisierten wie bürokratisierten strukturierten Welt, die ihnen präzedenzlos erscheinen musste.²⁴⁷ Auch in materieller Hinsicht dominierte das Sicherheits- bzw. Aufstiegsbedürfnis in den Reihen einer jungen Generation, die zum ersten Mal ihren Beruf frei wählen durfte. Insbesondere das Aufstiegsstreben, der Wunsch, „etwas Ordentliches zu lernen“, trug Züge eines intergenerationellen Lernprozesses, als zeitgemäße Gestalt der Suche nach sozialer Sicherheit.²⁴⁸ Die Studierenden, in mancherlei Hinsicht noch als „soziale Elite“ und „bürgerliche“ Subgruppe der Jugend geltend,²⁴⁹ begannen ihren akademischen Sonderstatus zu verlieren, mieden das traditionelle subkulturelle Studentenleben und mutierten zu einer „funktionalen wissenschaftlichen Berufsgruppe“.²⁵⁰

Die allgemeine Beschäftigung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit sollte tatsächlich erst viel später, in den 1960er und 1970er Jahren im Zuge der Transformation politischer Kultur, einsetzen.²⁵¹ Überhaupt mag die beeindruckende Stabilität der

243 Vgl. Winkler, Heinrich August: *Der lange Weg nach Westen*. Bd. 2: *Deutsche Geschichte vom "Dritten Reich" bis zur Wiedervereinigung*, München 2000, S. 121.

244 Vgl. *ibid.*, S. 122f., 131-142 und 166-179.

245 Vgl. *ibid.*, S. 179, auch Dirks, Walter: *Der restaurative Charakter der Epoche*, in: *Frankfurter Hefte*, 5. Jg., H. 50/1950, S. 942-954, siehe hier insbesondere S. 942: „Wir sind dabei, den Frieden zu verlieren. Die Völker Europas haben weder den militärischen Zusammenbruch noch den militärischen Sieg zu nutzen verstanden. Sie haben die Aufgabe nicht gelöst, die ihnen gestellt war: nach dem Zusammenbruch der alten Welt eine menschlichere aufzubauen. Sie haben den Weg des geringsten Widerstandes gewählt. In dem harmlosen Wort ‚Wiederaufbau‘ hat sich dieser Weg bereits 1945 angekündigt. Angst, Bedürfnis nach Sicherheit und Bequemlichkeit waren stärker als Mut, Wahrheit und Opfer, und so leben wir denn in einem Zeitalter der Restauration.“

246 Vgl. Adorno, Theodor W.: *Die auferstandene Kultur*. In: *Ders.: Gesammelte Schriften* in 20 Bänden, Bd. 20.2. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1997, S. 453-464, hier S. 458.

247 Vgl. Schelsky: *Die skeptische Generation*, S. 30-45.

248 Vgl. *ibid.*, S. 177 und S. 181.

249 Vgl. *ibid.*, S. 315.

250 Vgl. *ibid.*, S. 330.

251 Mehr dazu in Kapitel II.2.2 dieser Studie.

bundesrepublikanischen Demokratie, die zuerst in ihrer „Bonner“ Gestalt von 1949 bis 1990 und dann in ihrer „Berliner“ Form seit 1990, d. h. unter Einschluss des Staatsgebietes der ehemaligen DDR, nunmehr 70 Jahre ihres Bestehens feiern kann, über die zahlreichen ökonomischen, demographischen, politischen und kulturellen Umwälzungen hinwegtäuschen, welche die deutsche Gesellschaft doch durchaus substanziell verändert haben. Dazu zählen die Urbanisierung, Entagrarisierung und Entproletarisierung der sozialen Stratifikation und der Mentalitäten im Zuge der Ausbreitung des Dienstleistungssektors ebenso wie die fortschreitende geschlechtliche Gleichstellung, das Verschwinden des einst erbitterten konfessionellen Konfliktes zwischen Katholiken und Protestanten, oder eben die beeindruckende Bildungsexpansion.²⁵² Gerade die vergangenen Jahre, in denen die Emergenz rechtspopulistischer Proteste wie PEGIDA oder der Aufstieg der AfD, einer neuen Partei rechts des christdemokratischen Spektrums mit mehrheitlich nationalkonservativem Profil, die aus der Bundestagswahl 2017 als drittstärkste Kraft und schließlich als Oppositionsführerin gegen die fortgesetzte Koalition von CDU/CSU und SPD hervorging, Aufsehen erregte, scheinen auf eine neue Phase beschleunigten Wandels der politischen Kultur hinzudeuten,²⁵³ deren Ausgang ungewiss ist.

Dennoch: Nicht nur institutionell, auch hinsichtlich der Datenlage stellen sich der Charakterwandel des Studiums und die Entwicklung der sozialen Lage der Studierendenschaft als nachvollziehbare, beinahe lineare Chronologie dar. Mithilfe der durch *Studierendensurvey*, *Sozialerhebung* und *Bildungsbericht* vorliegenden Daten sind die wesentlichen Entwicklungen in den Gebieten der alten und neuen Bundesrepublik nachzuzeichnen. Zunächst stellte sich so etwas wie die „Normalität“ einer sich formierenden Mittelstandsgesellschaft nach US-amerikanischem Vorbild her. Langfristige Vorkriegsentwicklungen wurden in einer langen Phase beispielloser demokratischer Stabilität wieder aufgenommen. Bildungspolitik galt bald, insbesondere ab den 1960er Jahren, als der entscheidende Hebel zur Egalisierung der Lebensverhältnisse, d. h. einer auch materiellen Demokratisierung der bundesrepublikanischen Bürger.²⁵⁴ Die Studierendenzahlen wuchsen, verglichen mit den späteren Boomjahrzehnten ab Mitte der 1960er Jahre, moderat an: Studierten 1931 noch insgesamt rund 104.000 junge Menschen an Deutschlands Universitäten, fiel diese Zahl bis 1949 zunächst auf rund 71.000 zurück,²⁵⁵ wuchs bis 1955 auf rund 88.000²⁵⁶ und erreichte ihren einstweiligen Zenit erst wieder 1957 mit rund 106.000 Studierenden.²⁵⁷ Dementsprechend erhielten sich

252 Vgl. Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1945-1990, S. 153-162, 168-171, 171-179 und 204-207.

253 Vgl. Geiges, Lars/Marg, Stine/Walter, Franz: Pegida. Die schmutzige Seite der Zivilgesellschaft?, Bielefeld 2015, insbesondere zur Einordnung der PEGIDA-Proteste S. 179-207. Hinsichtlich der Frage, welche Entwicklungen unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit Blick auf PEGIDA sich aktuell ankündigen, vgl. jüngst Schenke et al.: PEGIDA-Effekte?, insbesondere S. 363-378. Zur Diskussion der indikativen Qualitäten des Siegeszugs des politischen Populismus in Deutschland und Europa und der Bedeutung dieser Entwicklungen für den Zustand der Demokratie vgl. die gesammelten Beiträge in Jörke, Dirk/Nachtwey, Oliver: Das Volk gegen die (liberale) Demokratie. Leviathan Sonderband 32, Baden-Baden 2017.

254 Vgl. Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1949-1990, S. 193f.

255 Vgl. 3. Sozialerhebung 1956, S. 15.

256 Vgl. *ibid.*

257 Vgl. 4. Sozialerhebung 1959, S. 13.

die 1950er Jahre hindurch im Großen und Ganzen auch die Vorkriegsmuster des Sozialprofils: Noch 1959 entstammten rund 35 Prozent der Studierenden Beamtenfamilien, ca. 27 Prozent waren Kinder von Angestellten; ihnen standen rund 30 Prozent Abkömmlinge von Freiberufler- und Selbstständigenfamilien (inkl. Landwirten), aber weiterhin nur rund 5 Prozent Arbeiterkinder gegenüber.²⁵⁸

Die entscheidenden Sprünge des Bildungswachstums, die eigentlichen tektonischen Verschiebungen in der Rolle des Studiums als sozialem Aufstiegskanal für die Mittelschichten machten sich im Gefolge der bisweilen als „Bildungsrevolution“²⁵⁹ betitelten Bildungsmobilisierung der 1960er und 1970er Jahre, einer Periode von Reformanstrengungen und Reformdiskussionen mit dem dezidierten Ziel der Massenbildung als Schrittmacher des sozialen „Fahrstuhleffekts“²⁶⁰, bemerkbar. Erst jetzt – durch die bildungspolitisch repressive nationalsozialistische Phase verzögert – konnte jene „Schwelle der Modernisierung“ überschritten werden, „über die das Bildungswesen aus der Traditionsverhaftung an das 19. Jahrhundert heraustrat und Anschluß an die Entwicklungstendenzen vergleichbarer Gesellschaften des Westens gewann“.²⁶¹ In den übrigen westlichen Industrienationen war diese Tendenz schon weiter vorangeschritten;²⁶² insbesondere im Zusammenhang mit dem Untergang des Bauerntums, einer einst signifikanten, in Deutschland jahrzehntelang geradezu wahlentscheidenden Gruppe.²⁶³ Bis in die 1980er Jahre hinein galt: „Akademikerkinder scheinen permanente Startvorteile in der Berufsvererbung zu besitzen, während für Bauern- und Arbeiterkinder der Erwerb der Bildungsqualifikationen eine Ausnahme ist.“²⁶⁴ Während zwischen 1951 und 1979, also in knapp dreißig Jahren, die absolute

258 Vgl. *ibid.*, S. 32f.

259 Vgl. Titze: Von der natürlichen Auslese zur Bildungsselektion, S. 402.

260 „Die Bildungspolitik galt lange Zeit als das aussichtsreichste Experimentierfeld, auf dem die überkommene Sozialstruktur verflüssigt werden konnte, um eine egalitäre Aufstiegsmobilität in Gang zu setzen. Auf diese Weise sollte, lautete seit den 1960er Jahren auch in der Bundesrepublik das Credo, der Fahrstuhleffekt der Wohlstandssteigerung durch eine Mobilisierung aller Begabtenreserven nachhaltig unterstützt werden, damit auf diesem Feld das Gleichheitsideal der modernen Demokratie mit einem großzügigen Mitteleinsatz verwirklicht wurde.“ Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1945-1990, S. 193f.

261 Vgl. Titze: Bildungskrisen und sozialer Wandel, S. 361.

262 „Daß Studenten sowohl gesellschaftlich wie politisch eine viel stärkere Macht geworden waren als jemals zuvor, wurde in der Tat erst in den sechziger Jahren deutlich. 1968 sprachen die weltweiten radikalen Studentenerhebungen eine deutlichere Sprache als alle Statistiken zusammen. Nun waren sie einfach nicht mehr zu übersehen. Zwischen 1960 und 1980 erhöhte sich ihre Zahl im europäischen Durchschnitt um das Drei- bis Vierfache; in der Bundesrepublik Deutschland, Irland und Griechenland um das Vier- bis Fünffache; in Finnland, Island, Schweden und Italien um das Fünf- bis Siebenfache und in Spanien und Norwegen um das Sieben- bis Neunfache.“ Hobsbawm: Das Zeitalter der Extreme, S. 373.

263 „Der dramatischste und weitreichendste soziale Wandel in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts, der uns für immer von der Welt der Vergangenheit getrennt hat, war der Untergang des Bauerntums. [...] In Japan beispielsweise reduzierte sich der Anteil der Bauern von 52,4 Prozent der Bevölkerung im Jahr 1947 auf 9 Prozent im Jahr 1985, das heißt also in einem Zeitraum, der der Spanne von der Rückkehr eines jungen Soldaten aus dem Zweiten Weltkrieg bis zu seiner Pensionierung als Zivilist entspricht.“ *Ibid.*, S. 365 und 366.

264 Jarausch: Deutsche Studenten, S. 244.

Zahl der Studierenden von rund 70.000 auf 656.000 anstieg und sich damit verzehnfachte,²⁶⁵ verdoppelte sie sich in den folgenden neun Jahren, also bis 1988, nochmals auf rund 1.470.000.²⁶⁶ Im Jahr 2000 lag die Zahl bei rund 1.800.000, 2008 bei rund 2.000.000;²⁶⁷ aktuell studieren rund 2.900.000 Studierende an deutschen Universitäten und Fachhochschulen.²⁶⁸ Die Auswirkungen der Bildungsexpansion sind allerdings am deutlichsten sichtbar zwischen 1970 und 1985: In 15 Jahren verdreifachte sich die absolute Zahl an Studenten.²⁶⁹ Hatten 1973 noch 27 Prozent der Studierenden verbeamtete Eltern gegenüber 33 Prozent Angestelltenkindern, 26 Prozent Freiberufler- und Selbstständigenkindern und 11 Prozent Arbeiterkindern,²⁷⁰ arretierten die Anteile im Verlauf der 1980er Jahre in bis heute nahezu unveränderter Gestalt: 1990 studierten 20 Prozent Beamtenkinder, 41 Prozent Angestelltenkinder, 18 Prozent Freiberufler- und Selbstständigenkinder und 16 Prozent Arbeiterkinder.²⁷¹ Zum Vergleich bieten sich die Jahre 2000 (20 Prozent Beamtenkinder, 42 Prozent Angestelltenkinder, 20 Prozent Freiberufler- und Selbstständigenkinder, 18 Prozent Arbeiterkinder²⁷²) und 2017 (14 Prozent Beamtenkinder, 43 Prozent Angestelltenkinder, 20 Prozent Freiberufler- und Selbstständigenkinder, 17 Prozent Arbeiterkinder²⁷³) an. Die Präsenz von Arbeiterkindern ist, trotz des Anstiegs bis etwa 1982, stets eher gering geblieben, was auch auf das gesamtgesellschaftliche Abschmelzen dieser einst umfänglichen sozialen Gruppe zurückzuführen ist.²⁷⁴ Zwischen 1983 und 1987 nahm ihr Anteil an den Studierenden wieder stark ab.²⁷⁵ Insgesamt wird schnell deutlich, dass die soziale Herkunft der Studierenden *nach den Berufsgruppen der Eltern* seit etwa 30 Jahren identisch geblieben ist; allein der Anteil verbeamteter Eltern scheint in den letzten Jahren rückläufig zu sein. Insofern hat die politisch forcierte und milliardenschwere Bildungsmobilisierung der 1970er Jahre tatsächlich zu einem gewissen Grad an sozialer Horizontalisierung bzw. Homogenisierung geführt, insbesondere zugunsten der unteren Mittelschichten. Besonders eindrücklich ist der Verlauf der Studienanfängerquote – des Anteils der Studierenden an einer Alterskohorte: 1950 waren es noch 5, 1960 6 Prozent; der Wert stieg dann zunächst auf 12 Prozent im Jahr 1970 und 20 Prozent im Jahr 1980, lag

265 Vgl. 3. Sozialerhebung 1956, S. 15 und 9. Sozialerhebung 1979, S. 19.

266 Vgl. 12. Sozialerhebung 1988, S. 44.

267 Vgl. 16. Sozialerhebung 2000, S. 2.

268 Vgl. die Internetpräsenz des Statistischen Bundesamtes: Destatis: Bildung, Forschung und Kultur, online einsehbar unter: <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bildung-Forschung-Kultur/Hochschulen/Tabellen/studierende-insgesamt-bundeslaender.html> [eingesehen am 24.03.2020]

269 Vgl. 12. Sozialerhebung 1988, S. 61.

270 Vgl. 7. Sozialerhebung 1973, S. 27f.

271 Vgl. 13. Sozialerhebung 1991, S. 95.

272 Vgl. 16. Sozialerhebung 2000, S. 11 und 122.

273 Vgl. 21. Sozialerhebung 2016, S. 166f.

274 „Die Arbeiterkinder konnten offenbar von der Bildungsmobilisierung der 60er und 70er Jahre relativ am meisten profitieren, wobei ihre Unterrepräsentanz an den Universitäten noch immer eklatant war. Immerhin nahm der Anteil der Arbeiterkinder an den Universitäten bis 1982 ständig zu, obgleich der Anteil der Arbeiter an der erwerbstätigen Bevölkerung gleichzeitig ständig abnahm. D.h., die Bildungsbeteiligungsquote von Arbeiterkindern nahm bis zu diesem Zeitpunkt deutlich zu.“ 12. Sozialerhebung 1988, S. 108.

275 Vgl. 13. Sozialerhebung 1991, S. 63.

dann 2000 bei 33 Prozent und beträgt aktuell ca. 56 Prozent.²⁷⁶ Pointiert heißt das: Wer im Jahr 2020 nach seinem Schulabschluss kein Studium aufnimmt, gehört zur statistischen Minderheit seiner Alterskohorte! „Dem elitären Sonderbewußtsein der Gebildeten ist durch diese Entwicklung der Boden entzogen worden.“²⁷⁷

Die soziale Strukturveränderung des Studiums wird auch in der veränderten Erwerbsbeteiligung der Studierenden deutlich: Im Laufe der Jahre ist sie deutlich gestiegen, zwischen den 1950er und den 2000er Jahren haben immer weniger Studierende die sprichwörtlichen „reichen Eltern“. Im Jahr 1951 finanzierten noch 40,1 Prozent ihren Lebensunterhalt ausschließlich durch ihre Eltern und nur 9,3 Prozent durch eigenen Verdienst, 15 Prozent durch eine Kombination aus beidem, und nur 5 Prozent aus öffentlichen Mitteln;²⁷⁸ 1956 lebten mehr als 10 Prozent allein vom eigenen Verdienst – bei einem Drittel ausschließlicher elterlicher Finanzierung und einem weiteren Drittel elterlicher Bezuschussung; 8,8 Prozent lebten allein von öffentlichen Mitteln, 9,2 Prozent erhielten Beträge.²⁷⁹ Im Jahre 1985 erhielten 68 Prozent der Studierenden Geld von ihren Eltern, 55 Prozent aus einer parallelen Erwerbstätigkeit, 27 Prozent bezogen BAföG. Nur 30 Prozent bezogen ihre Mittel aus einer einzigen Quelle.²⁸⁰ Der Anteil erwerbstätiger Studierenden steigt in der Folge an: Die *Sozialerhebung* zur Jahrtausendwende weist einen Anteil von 66 Prozent der Studierenden an Universitäten aus (1991 waren es 49 Prozent), die „auf die eine oder andere Art, in unterschiedlichem Umfang und mit variierender Regelmäßigkeit“ erwerbstätig waren;²⁸¹ etwa ein Viertel der Studierenden durchgehend.²⁸² Mehr als die Hälfte von ihnen (ca. 60 Prozent) gaben diese Erwerbstätigkeit als „notwendig für den Lebensunterhalt“ an – gegenüber 69 Prozent, die sich dadurch nur „etwas mehr leisten“ wollen.²⁸³ 2016 waren 69 Prozent der Universitätsstudenten erwerbstätig – so viele „wie noch nie“.²⁸⁴ Während 72 Prozent angaben, das Geld für einen komfortableren Lebensstandard zu benötigen bzw. 62 Prozent, um von ihren Eltern unabhängig zu sein, benötigten es 59 Prozent für den eigenen Lebensunterhalt.²⁸⁵ Seit Mitte der 1990er ist die begleitende Erwerbsarbeit also Teil des „Alltag[s] einer Mehrheit der Studierenden“. Mit höherer Bildungsherkunft und männlichem Geschlecht sinkt diese Zahl leicht; ein Anstieg ist für alle Gruppen zu verzeichnen. Und: Während Studierende niedriger Bildungsherkünfte zu 73 Prozent angeben, dass ihre Nebentätigkeit „notwendig für den Lebensunterhalt“ sei, tun das die studierenden Kinder gebildeter Elternhäuser nur zu 43 Prozent; letztere geben als häufigen Grund (61 Prozent) die karriereförderliche „Sammlung praktischer Erfahrungen“ an.²⁸⁶

276 Vgl. Wolter: Eigendynamik und Irreversibilität der Hochschulexpansion, S. 25 sowie Statistisches Bundesamt: Bildung und Kultur. Schnellmeldungsergebnisse der Hochschulstatistik zu Studierenden und Studienanfängern. Vorläufige Ergebnisse Wintersemester 2017/18, 2017, S. 11.

277 Vgl. Titze: Von der natürlichen Auslese zur Bildungsselektion, S. 402.

278 Vgl. 1. Sozialerhebung 1951, S. 54.

279 Vgl. 3. Sozialerhebung 1956, S. 56.

280 Vgl. 11 Sozialerhebung 1985, S. 5f.

281 Vgl. 16. Sozialerhebung 2000, S. 280.

282 Vgl. *ibid.*, S. 282.

283 Vgl. *ibid.*, S. 299.

284 Vgl. 21. Studierenden survey 2016, S. 60.

285 Vgl. *ibid.*, S. 63.

286 Vgl. 13. Studierenden survey 2015/16, S. 60-63.

Wenig überraschend müssen Studierende „unterer sozialer Herkunftsgruppen“ und ältere Studierende im Vergleich die meiste Zeit für studienbegleitende Erwerbstätigkeiten aufwenden.²⁸⁷

Ebenso empfiehlt sich ein Blick auf den sukzessiven Ausgleich des Geschlechterverhältnisses, um den Zug zur „Normalisierung“ zu skizzieren: Von der Jahrtausendwende bis heute hat sich unter Hochschulstudierenden eine allgemeine Geschlechterparität hergestellt: Waren 1950 gerade einmal 20 Prozent der Studierenden weiblich,²⁸⁸ stieg der Anteil der studierenden Frauen bis 1970 zunächst auf 31 Prozent, verharrte zwischen den 1980er und 1990er Jahren bei knapp 40 Prozent,²⁸⁹ um 2010 auf 48 Prozent und 2017 auf 49 Prozent zu steigen.²⁹⁰

Doch haben sich die Ungleichheiten in den Bildungschancen nicht nur aufgelöst, sondern infolge gegenläufiger Tendenzen auch verlagert und wiederum verstetigt. Die Zugehörigkeit der Eltern zu Berufsklassen hat zwar ihren Status als aussagekräftiger Indikator von schichtspezifischen Bildungschancen verloren. Betrachtet man aber die soziale Herkunft *nach dem Bildungsniveau der Eltern*, findet man tiefgreifende Veränderungen in den Bildungsabschlüssen der Eltern der Studierenden,²⁹¹ insbesondere in der Öffnung der Abiturklassen für die Angestellten- und Arbeiterschichten seit den 1980er Jahren;²⁹² aus diesem Grund greifen die einschlägigen sozialstatistischen Expertisen seit einigen Jahren vermehrt auf letztere Daten zurück. Die jüngsten Jahre der sozialen Öffnung der Hochschulen führten zu einem zwiespältigen Ergebnis: Einerseits konnten große Teile der Beamten- und Angestelltenschaft – in deutlich geringerem Maße die gleichwohl immer schmäler gewordene Arbeiterschaft – „abiturisiert“ und „akademisiert“ werden,²⁹³ andererseits hängen die Bildungschancen der nachfolgenden Generationen zunehmend von dem Bildungsgrad der Eltern ab. Wer in die Familien der originären Bildungsexpansions-Generationen hineingeboren wird, profitiert auch heute. Das ist eindrücklich zu illustrieren mithilfe der verfügbaren Daten zum höchsten Schulabschluss und zum Akademisierungsgrad der Eltern: Verfügt 1981 noch 45 Prozent der Eltern der Studierenden über einen Hauptschul- bzw. Volksschulabschluss, 22 Prozent über einen Realschulabschluss und nur 27 Prozent für ein erfolgreich absolviertes Abitur bzw. eine vergleichbare Hochschulreife,²⁹⁴ lag das Verhältnis im Jahr 2000 bei 20 Prozent Hauptschul- bzw. Volksschulabschluss, 27 Prozent Realschulabschluss

287 Vgl. 16. Sozialerhebung 2000, S. 269 und S. 294 sowie 21. Sozialerhebung 2016, S. 62.

288 Vgl. 11. Sozialerhebung 1985, S. 87.

289 Vgl. *ibid.* Und 16. Sozialerhebung 2000, S. 45.

290 Vgl. Statistisches Bundesamt: Studierende an Hochschulen. Wintersemester 2017/18, S. 13, online einsehbar unter: https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/BildungForschungKultur/Hochschulen/StudierendeHochschulenEndg2110410187004.pdf?__blob=publicationFile [eingesehen am 01.08.2019]

291 Vgl. 13. Sozialerhebung 1991, S. 108.

292 Vgl. Köhler, Helmut: Bildungsbeteiligung und Sozialstruktur in der Bundesrepublik. Zu Stabilität und Wandel der Ungleichheit von Bildungschancen. Studien und Berichte des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung Nr. 53, Berlin 1992, S. 30, 54–59 und 78f.

293 „Selbst wenn sich also die Bildungsbeteiligung für die einzelnen Untergruppen der Angestellten- und Beamtenkinder nicht entscheidend ändert, so tragen Angestellte und Beamte durch ihre veränderte interne Zusammensetzung zur Expansion bei.“ *Ibid.*, S. 80.

294 Vgl. 10. Sozialerhebung 1981, S. 36.

und 52 Prozent Abitur bzw. ähnliche Hochschulreife.²⁹⁵ Im Jahr 2016 schließlich waren nur noch 9 Prozent der Studierenden Kinder von Haupt- bzw. Volksschulabsolventen, 24 Prozent Kinder von Realschulabsolventen, dafür aber ganze zwei Drittel Kinder von Abiturienten bzw. äquivalenter Hochschulzugangsberechtigung.²⁹⁶ Parallel wuchs der Anteil der Studierenden mit mindestens einem Elternteil mit akademischem Abschluss (Universität oder Fachhochschule) von 26 Prozent im Jahr 1981²⁹⁷ über 44 Prozent im Jahr 2000 auf 52 Prozent im Jahr 2016.²⁹⁸ Und: Studierende an Universitäten verfügen heute fast sämtlich über ein Abiturzeugnis.²⁹⁹ Zu Beginn des (kalendarisch) letzten Jahrzehnts des zwanzigsten Jahrhunderts liegt die soziale Funktion von Bildung noch immer in ihrem Charakter als statushierarchisierender Filter, als Ferment einer zementierten und anwachsenden sozialen Ungleichheit³⁰⁰ – und das ist bis heute so geblieben, auch wenn im deutschen Kontext die gymnasiale Schullaufbahn die entscheidendere Selektionshürde bildet als der Hochschuleintritt: Wer über ein Abitur verfügt, hat in der Regel keine Schwierigkeiten, ein Studium aufzunehmen.

Entgegen der bereits erwähnten, unter vielen Historikern verbreiteten begrifflichen Limitierung des Bildungsbürgertums auf dessen traditionelle Gestalt, wie sie sich im Wilhelminismus verdichtet hat,³⁰¹ überstanden die darunter befassten sozialen Gruppen ökonomisch, kulturell und organisatorisch betrachtet erstaunlich unbeschadet den Zweiten Weltkrieg und das Dritte Reich, mithin die Zeitschwelle 1945.³⁰² Zumindest im bundesrepublikanischen Teil Deutschlands behaupteten sie sich als zwar weiterhin marginale, aber doch vergleichsweise deutlich abgrenzbare Sozialformationen – insbesondere im Vergleich mit den sich in den folgenden Jahrzehnten auflösenden bürgerlichen, proletarischen, klein- und großbürgerlichen Milieus im Schmelztiegel der entstehenden Dienstleistungsgesellschaft.³⁰³ Bildungsbürgerliche Milieus im Sinne von residualer beruflicher Privilegierung, aber auch hinsichtlich von Wertpräferenzen und einer gehobenen moralisch-ästhetischen Bildungs- und Kulturemphase in Freizeitgestaltung und Erziehungsmaximen; kurz: Bildungsbürgerliche Subkultur bzw. bildungs-

295 Vgl. 21. Sozialerhebung 2016, S. 27.

296 Vgl. *ibid.*

297 Vgl. 10. Sozialerhebung 1981, S. 36.

298 Vgl. 21. Sozialerhebung 2016, S. 27.

299 Vgl. 7. Studierendensurvey 1997/98, S. 52.

300 „In den drei Jahrzehnten vor 1990 hat sich ein unzweideutiger Vorsprung des Nachwuchses von Akademikern und Abiturienten gehalten oder noch weiter herausgeschält. [...] Die Soziale [sic] Ungleichheit wächst, wie die Komposition der Studentenschaft verrät, eher weiter an.“ Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1949-1990, S. 196.

301 Vgl. Engelhardt: Bildungsbürgertum, S. 228.

302 „Wie im gehobenen Wirtschaftsbürgertum wirkten sich auch in den akademischen Berufsklassen Sozialisationsprozesse aus, die, grob gerechnet, seit den 1880er Jahren die Angehörigen dieser Bürgertümer geprägt hatten – Prozesse, die ja keineswegs in den 1920er/1930er Jahren abrupt abgebrochen waren und auch nach 1945 einem völligen Identitätswechsel widerstrebten. Ähnlich wie im gehobenen Wirtschaftsbürgertum ließe sich nach dieser Epochenscheide auch der Fortbestand zahlreicher Anwalts-, Ärzte-, Wissenschaftler-, Beamtdynastien feststellen.“ Wehler, Hans-Ulrich: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Bundesrepublik und DDR 1945-1990, Lizenzausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2010, S. 139.

303 Vgl. *ibid.*, S. 147, 153-162 und 168-171.

bürgerliche Lebensstile existieren bis heute fort.³⁰⁴ Interessant sind hier die Kontinuitäten der intergenerationellen akademischen Reproduktion bei bestimmten, traditionell bildungsbürgerlich dominierten Studienfächern. Insbesondere die Sonderstellung von Medizin und Jura ist hervorzuheben: Hier machen sich die Studierenden die größten Hoffnungen auf einen sicheren Arbeitsplatz und sind (neben den Wirtschaftswissenschaften) am stärksten an einem hohen Einkommen orientiert; ihre berufliche Flexibilität und ihre Neigung zum Studienabbruch sind von allen Studierenden am geringsten;³⁰⁵ sie sind vergleichsweise früh – und oft aufgrund familiärer Vorbilder – auf ihr Studienfach festgelegt³⁰⁶, und der Grad an „Bildungsvererbung“ ist bei ihnen am größten.³⁰⁷ Auf der anderen Seite sind es gerade die sozialen Nivellierungstendenzen – welche indes, wie Helmut Schelskys in den 1950er Jahren geprägte Formel von der „nivellierten Mittelstandsgesellschaft“ mehrfach entgegengehalten wurde, keineswegs eine sozial homogenisierte „klassenlose“ Gesellschaft herbeiführten³⁰⁸ –, die erstmals die Ausbreitung bürgerlicher Ideale auf die Mehrheitsgesellschaft ermöglichten. Der wirtschaftliche Aufschwung der 1950er Jahre sorgte für eine zuvor ungekannte soziale Absicherung und verschaffte der Nachkriegsrepublik den berühmten Fahrstuhl-Effekt, d. h. rasant steigende Nettoealverdienste, einen immer höheren Lebensstandard inklusive finanzierbarer Urlaubsreisen auch für Arbeiterfamilien, insgesamt einen umfassenden sozialen Aufstieg für die Massen.³⁰⁹ „Bürgerlichkeit“ bzw. bürgerliche Lebensführung geriet zum normativen Fixpunkt, zum sozialpsychologischen Identifizierungsanker und sozialen Sehnsuchtsort; sich die alte liberale Ideenwelt der Bildungs- und Wirtschaftsbürger zum Vorbild zu nehmen, erschien gleichsam plausibel:

„Das ‚Kulturmuster Bürgerlichkeit‘ gewann [...] mit seinem erstaunlich schnellen konjunkturellen Aufstieg neue Verbindlichkeit, nicht als abstraktes Normenensemble, sondern als Traditionsfortsetzung weiterbestehender Sozialformationen. Da vereinigten sich der Leistungsgedanke, die Wertschätzung und Mündigkeit des einzelnen, die Fähigkeit zur individuellen Lebensführung, die Familienorientierung, das Arbeitsethos, die Sparsamkeit, die politische Teilhabe, die Pflege des kulturellen Erbes bis hin zur Wiederbelebung der Bildungsidee.“³¹⁰

304 „Zwar erhält sich noch die ständische Vergesellschaftung als Lebensstil, doch sie verliert den Anspruch auf Allgemeingültigkeit und die Mittel, diese Prätion weiter aufrechtzuerhalten. Bildungsbürgerlichkeit wird zur Subkultur, einer von vielen.“ Lepsius, M. Rainer: Das Bildungsbürgertum als ständische Vergesellschaftung, in: Ders. (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil III: Lebensführung und ständische Vergesellschaftung, Stuttgart 1992, S. 9-18, hier S. 18.

305 Vgl. 13. Studierendensurvey 2015/16, S. 13-14, S. 78, S. 10.

306 12. Studierendensurvey 2012/13, S. 4.

307 Vgl. 13. Studierendensurvey 2015/16, S. 7.

308 Vgl. Marg, Stine: Mitte in Deutschland. Zur Vermessung eines politischen Ortes. Studien des Göttinger Instituts für Demokratieforschung zur Geschichte politischer und gesellschaftlicher Kontroversen, Bd. 8, Bielefeld 2014, S. 38-41. Vgl. zum Ursprung der Formel der nivellierten Mittelstandsgesellschaft Schelsky, Helmut: Die Bedeutung des Schichtungsbegriffs für die Analyse gegenwärtiger Gesellschaft, in: Ders.: Auf der Suche nach Wirklichkeit, Düsseldorf/Köln 1965, S. 331-336.

309 Vgl. Nachtwey, Oliver: Die Abstiegs-gesellschaft. Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne, Frankfurt a.M. 2016, S. 27-34.

310 Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1945-1990, S. 139.

Und mit dieser Verbürgerlichung, die in großen Teilen der Gesellschaft zuvörderst eine „Entproletarisierung“ bedeutete, kündigte sich ein weiterer großer Trend an, der gewöhnlich mit dem Schlagwort „Individualisierung“ bedacht wird; gemeint ist die Entbindung der Einzelnen von traditionellen Familien-, Konfessions-, Klassen- und Milieugehörigkeiten, die Erosion sozialmoralisch und mental empfundener Kollektivität, die Ausdifferenzierung von Lebensstilen, Werthaltungen und Präferenzmustern.³¹¹ Gewiss war auch in dieser Phase der soziale Antagonismus nicht stillgestellt; Schichten- bzw. Klassengrenzen³¹² stratifizierten die deutsche Gesellschaft allen Angleichungstendenzen zum Trotz weiterhin.³¹³

Gegen Ende der 1970er Jahre und insbesondere um das Jahr 1980 herum kam es aufgrund des jahrelangen Ansturms auf die Universitäten abermals zu Stauungs- und Überfüllungseffekten in den akademischen Karrieren. Angesichts von ca. 40.000 arbeitslosen Akademikern mit Hochschulzeugnis erschien das Leistungsprinzip delegitimiert, die nachrückenden Qualifizierten ihrer Zukunft beraubt.³¹⁴ „No future“ reüssierte, befeuert durch die Friedensbewegung und die Konfrontation der atomar bewaffneten Großmächte im Kalten Krieg, als gängige Parole auch unter Studierenden.³¹⁵ „Erst pauken – und dann keine Zukunft?“³¹⁶ Sogar die Sorge vor einer neuen Welle gesellschaftskritischer studentischer Radikalität nach dem Vorbild der frühen 1970er Jahre erschien wieder *à jour*³¹⁷ – auch wenn sich die tatsächliche studentische Mentalität in einer zeitgenössischen Studie als so moralisch empört wie antriebslos, als so tolerant und harmoniebedürftig wie resignativ und antriebsschwach entpuppte.³¹⁸ Indes: Trotz der intermittierenden Verschlechterung der Berufsaussichten³¹⁹ kam es nicht zu einer gesamtgesellschaftlichen „Neuaufgabe der Überfüllungsdiskussion“; vom „akademischen Proletariat“ sprach niemand.³²⁰ Die Gründe dafür sind vielschichtig; einer von ihnen ist

311 Vgl. Nachtwey: Die Abstiegs-gesellschaft., S. 32-34.

312 Eine Intervention in die immer wieder aufflammende (wirtschafts-)soziologische Debatte, ob und inwiefern heute noch von Klassen, Schichten, usw. die Rede sein könne, soll hier nicht versucht werden. Zu einer Gegenüberstellung der wesentlichen Konzepte am Beispiel der gesellschaftlichen „Mitte“ vgl. Marg: Mitte in Deutschland, S. 36-41.

313 Im Falle der Universitäten fällt etwa auf, dass die so genannte „soziale Bildungsvererbung“ bzw. „akademische Reproduktion“ in Medizin und (danach) Jura noch bis heute fortwirkt. Vgl. Studierendensurvey 1990er, S. 10f.; 10. Studierendensurvey 2006/07, S. 28f.; 13. Studierendensurvey 2015/16, S. 7.

314 Vgl. Jarausch: Deutsche Studenten, S. 242.

315 Vgl. *ibid.*, S. 242 sowie Glotz, Peter/Malanowski, Wolfgang: Student heute. Angepaßt? Ausgestiegen?, Hamburg 1982, S. 19 und S. 26.

316 Vgl. Glotz/Malanowski: Student heute, S. 64.

317 „Was ist von Studenten zu halten, die mit der Gesellschaft, in der sie leben, so über Kreuz sind – und was ist von ihnen zu erwarten? [...] Gehen die Studenten, wie zur Apo-Zeit, wieder in Massen auf die Straße, werden Steine fliegen? Kommt es zu Massenkeilereien mit knüppelnden Polizisten? [...] Oder wird überwiegend unpolitisch angeklagt, blockiert Verdruß an der realen Politik den Zugang zum Politischen? Bleibt folglich Verweigerung die Ultima ratio; rigoroser Moralismus einerseits, hilflose Untätigkeit andererseits?“ *Ibid.*, S. 129. Mehr dazu unten, Kapitel II.2.2 dieser Studie.

318 Vgl. *ibid.*, S. 199. Mehr dazu unten, Kapitel II.3.2 dieser Studie.

319 Das schließt nicht aus, dass sich für bestimmte Qualifikationswege nicht auch Berufschancen verbessern konnten, so etwa für den wachsenden EDV-Bereich oder für angehende Lehrkräfte in berufsbildenden Schulformen.

320 Vgl. Titze: Von der natürlichen Auslese zur Bildungsselektion, S. 402.

sicher die durch soziale Öffnung und Ausdifferenzierung des Bildungssystems evozierte Metamorphose der Bildungsselektion von einer vergleichsweise hermetischen Kaderschmiede für Funktionseliten zum „moderne[n] Modus der Vergesellschaftung“³²¹ aller.

Denn akademische Bildung ist heute ein elementarer, wenn nicht der wesentliche Einflussfaktor der Ressourcenzuteilung und damit der sozialen Position in postindustriellen Verhältnissen – und das in kontinuierlich steigendem Maße.³²² Die akademische Professionalisierung, d. h. das Prinzip der zertifikatsbasierten Berufsqualifikation vornehmlich in Gestalt formeller Hochschulbildung, ist in den letzten Jahrzehnten in immer größere Bereiche des Arbeitsmarktes expandiert; unter dieser Ausbreitung des meritokratischen Prinzips leiden seit den 1970er Jahren vor allem die nicht akademisch gebildeten Teile der Bevölkerung, die sich mit zunehmend schlechteren Arbeitsmarktchancen arrangieren müssen.³²³ Insbesondere für den Nachwuchs sozial schwacher Familien oder solcher mit Migrationshintergrund gilt die vom Dresdner Bildungsgipfel 2008 stammende Formel vom „Aufstieg durch Bildung“ am wenigsten.³²⁴ „Der beste Schutz gegen Arbeitslosigkeit“, so konstatierte der Historiker Hans-Ulrich Wehler daher sarkastisch, „ist seit langem das Absolvieren eines Hochschulstudiums“.³²⁵ Wenn man berücksichtigt, dass die Einkommensdifferenzen zwischen den höher und niedriger qualifizierten Berufsgruppen unterdessen nach wie vor auseinanderweisen, so stellt die Frage des Studiums heute sogar mehr denn je die Scheidelinie klassengesellschaftlicher sozialer Gegensätze dar: Die „meritokratische Leitfigur sozialer Ungleichheit“ in der heutigen deutschen „Bildungsgesellschaft“³²⁶ zementiert somit nicht nur Strukturen sozialer Ungleichheit und der Allokation von Gütern und Stellen, sondern legitimiert sie: Unterschiede in Intelligenz, Begabung und sozialer Herkunft werden in dieser Vorstellung durch erworbene Kompetenzen, geronnen in Bildungszertifikaten, als verbürgt angesehen. „Dies impliziert die häufig anzutreffende Annahme, dass die ‚Sieger‘ im Bildungswettbewerb ihre Chance genutzt haben, die ‚Verlierer‘ die gleichen Chancen hatten, sie aber nicht genutzt haben.“³²⁷ Dass es sich angesichts der Rolle der sozialen Herkunft, des Zufalls, der personellen Netzwerke usw. hierbei um eine ideologische Vorstellung im klassischen Sinn, d. h. um eine Vermengung realitätswirksamer Aspekte mit einer hoch autosuggestiven und unrealistischen Unterstellung vollendet fairer Startchancen für alle handelt, wird von Soziologinnen und Soziologen

321 Vgl. *ibid.*, S. 404.

322 Vgl. Raphael, Lutz: *Jenseits von Kohle und Stahl. Eine Gesellschaftsgeschichte Westeuropas nach dem Boom*, Frankfurt a.M. 2019, S. 247–295.

323 Vgl. Solga, Heike: *Ohne Abschluss in die Bildungsgesellschaft: Die Erwerbschancen gering qualifizierter Personen aus soziologischer und ökonomischer Perspektive*, Opladen 2005, S. 247.

324 Vgl. Fokken, Silke: *Das leere Versprechen vom Aufstieg durch Bildung*, in: Spiegel Online, 22.10.2018, online einsehbar unter: <http://www.spiegel.de/lebenundlernen/schule/deutschland-das-leere-versprechen-vom-aufstieg-durch-bildung-a-1234211.html> [eingesehen am 01.08.2019]

325 Vgl. Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1945–1990*, S. 194. Siehe auch *ibid.*: „Die Inhaber vorteilhafter Positionen tendieren zur Schließung, um ihre Stellung durch Exklusion abzusichern. Der Zugang zu diesen privilegierten Positionen wird immer strenger an Zertifikate des höheren Bildungssystems gebunden.“

326 Vgl. Solga: *Ohne Abschluss in die Bildungsgesellschaft*, S. 34.

327 *Ibid.*, S. 36.

zwar weitgehend gesehen;³²⁸ der praktischen Wirksamkeit des Selektionskriteriums von Bildungszertifikaten im Rahmen der „akademischen Bildungsstory“ und der damit verbundenen drastischen Konsequenzen – schlechte Berufsaussichten, „institutionelle Identitätsbeschädigung“, Entwertung des Selbstwertgefühls, Stigmatisierung und Adaption der Limitierungen in den Bereich der Träume und Hoffnungen für den eigenen Lebenslauf – für die zunehmend abgehängten gering Qualifizierten tut das keinen Abbruch.³²⁹ „In der Bilanz überwiegen Abbrüche, Risse, Zurückweisungen, Verletzungen, nicht die psychisch stärkenden Augenblicke des Gelingens und des Erfolgs.“³³⁰ Dass sich die Berufschancen durch Bildung und kulturelles Kapital infolge einer Erhöhung des gesamtgesellschaftlichen Bildungsniveaus eher für ohnehin privilegierte Gruppen erhöhen als für die unteren Schichten, wird hier als „Bildungsparadoxon“ verhandelt.³³¹

Freilich: Für jene gute Hälfte der nachrückenden Kohorten, die in der „Leistungsgesellschaft“ des 21. Jahrhunderts am modernen Massenstudium teilnimmt, stehen die Berufsaussichten vergleichsweise gut; für sie ergibt die Rhetorik von Leistung und Bildung angesichts einer bereits seit Jahren stabilen Arbeitsmarktsituation Sinn.³³² In den Nutzenerwartungen eines Studiums bzw. den prospektiven Berufs- und Statusaussichten spiegeln sich diese Komfortansprüche ungebrochen sichtbar, auch wenn sie nicht immer klar artikuliert werden. Befragt nach den Motivationen zur Aufnahme eines Studiums, nannten an Universitäten in den 1980er Jahren (1983, 1985 und 1987) zwar nur etwa 23-26 Prozent der Studierenden, ein „gutes Einkommen zu sichern“ und eine „hohe soziale Position zu erreichen“ – ebenso hoch im Kurs stand die Maxime, mit dem Studium „zur Verbesserung der Gesellschaft beizutragen“ –; wichtiger war ihnen, später einen „interessanten“ Arbeitsplatz zu erlangen (ca. 65 Prozent) oder „mehr über das Fachgebiet zu erfahren“ (70 Prozent); randständig blieb der Wunsch, das Studium als Moratoriumsphase zur Erprobung „alternativer Lebensweisen“ mit ca. 12 Prozent.³³³ Zugleich aber gab die überwältigende Mehrheit der befragten Studierenden an Universitäten durchaus die Erwartung an, als Absolventen über ein höheres Ansehen (ca. 90 Prozent), ein größeres Einkommen (ca. 90 Prozent) und überdies über einen größeren politischen Einfluss (ca. 80 Prozent) zu verfügen.³³⁴ Drei Viertel von ihnen maßen den Akademikerinnen und Akademikern allgemein eine besondere gesellschaftliche Verantwortung bei.³³⁵ Im Verlauf der 1990er Jahre (1993, 1995, 1998) stellten die Autoren des *Studierendensurveys* eine Abnahme materieller Motivlagen bei gleichbleibender Suprematie

328 Vgl. *ibid.*, S. 42.

329 Vgl. *ibid.*, S. 48-51, 92f., 137, 170-175 und 247.

330 Walter: *Zeiten des Umbruchs?*, S. 26.

331 Vgl. klassisch Beck, Ulrich: *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt a.M. 1986, S. 242-248 sowie Bourdieu, Pierre: *Homo academicus*, Frankfurt a.M. 1992.

332 Vgl. exemplarisch Klemm, Thomas: *Bildung macht reich*, in: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 02.03.2017 und o. V.: *Deutschland nähert sich der Vollbeschäftigung*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 29.06.2018.

333 Vgl. *Studierendensurvey 1980er*, S. 69. Hier und im Folgenden werden die Werte für Studierende an Universitäten wiedergegeben; die z. T. abweichenden Ergebnisse für Fachhochschulen bleiben unberücksichtigt.

334 Vgl. *ibid.*, S. 187.

335 Vgl. *ibid.*, S. 182.

von Fachinteresse und der Orientierung an der eigenen fachlichen Begabung fest.³³⁶ Für den Wunsch, nach dem Studium eine „interessante“ Arbeit zu verrichten, erachteten die Studierenden die Immatrikulation zu ca. 73 Prozent als „sehr nützlich“, für die Befriedigung ihres fachlichen Interesses ca. 68 Prozent; ein „gutes Einkommen“ hielten zwar nur ca. 35 Prozent der Befragten und das Erlangen einer „hohen sozialen Position“ ca. 22 Prozent für sehr wahrscheinlich, aber immerhin ca. 80 bzw. 70 Prozent für eher wahrscheinlich. Das Studium als verlängerte Moratoriumsphase zu nutzen („alternative Lebensweisen erproben“ und „die Zeit der Berufstätigkeit möglichst lange hinausschieben“), war ca. 20-25 Prozent der Befragten sehr wichtig, immerhin 50-60 Prozent von ihnen eher wichtig.³³⁷ Der Trend zum Vorrang ideeller Motive bei der Studienwahl setzte sich in den 2000er Jahren fort: Im Wintersemester 2006/07 ergab die Rangfolge der „sehr wichtigen“ Studienmotive 71 Prozent Fachinteresse und 58 Prozent eigene Begabung, zugleich fielen immerhin 36 Prozent für den Wunsch nach einem sicheren Arbeitsplatz, aber nur 24 Prozent für das Streben nach attraktiven Einkommenschancen und 17 Prozent für die Aussicht auf eine Führungsposition ab.³³⁸ Jedoch: Befragt nach den künftigen *Nutzenerwartungen* des Studiums rangierten die Erwartung „interessanter“ Arbeit bei 75 Prozent und vermehrten Fachwissens bei 72 Prozent, zugleich aber stufen 47 Prozent das Studium als nützlich bis sehr nützlich für ein „gutes“ Einkommen – der Wert lag 1983 noch bei 26 Prozent! –, für eine „hohe“ soziale Position 28 Prozent ein; die Berufstätigkeit hinausschieben wollten nur noch 7 Prozent der befragten Studierenden.³³⁹ Dieser Dualismus aus ideell dominierter (dabei aber zunehmend vom Bedürfnis nach relativer Arbeitsplatzsicherheit durchsetzter) Studienwahl und stark materiell flankierten Nutzenerwartungen, kurzum: der *gap* zwischen Studienmotiven und Nutzenerwartungen, setzt sich bis heute fort. 2012/13 betrugen die Werte der Studienmotive von Studierenden an Universitäten 74 Prozent Fachinteresse und 60 Prozent eigene Begabung gegenüber 43 Prozent Orientierung an einem sicheren Arbeitsplatz, 28 Prozent Einkommenschancen und 16 Prozent Aussicht auf eine Führungsposition.³⁴⁰ Großen Nutzen für eine „interessante“ Arbeit versprachen sich 79 Prozent vom Studium, fundiertes Fachwissen 75 Prozent, ein „gutes“ Einkommen 58 Prozent, eine „hohe“ soziale Position 31 Prozent; den Berufseinstieg hinauszögern wollten 8 Prozent, „anderen helfen“ 40 Prozent und die Gesellschaft „verbessern“ 43 Prozent.³⁴¹ Im Wintersemester 2015/16 – die aktuellsten Zahlen – nahmen 77 Prozent aus speziellem Fachinteresse und 62 Prozent aus persönlicher Begabung ihr Studium auf – gegenüber 27 Prozent aus dem Wunsch nach besseren Einkommenschancen, 36 Prozent aus dem Wunsch nach einem sicheren Arbeitsplatz und 15 Prozent aus dem Wunsch, sich für eine Führungsposition zu qualifizieren.³⁴² Demgegenüber gaben 74 Prozent der Befragten an, vornehmlich dem eigenen Fachinteresse, 60 Prozent, der eigenen Begabung zu folgen; einen sicheren Arbeitsplatz versprachen sich nunmehr 53 Prozent, gute

336 Vgl. Studierendensurvey 1997/98, S. 70f.

337 Vgl. *ibid.*, S. 78.

338 Vgl. 10. Studierendensurvey 2006/07, S. 32-34.

339 Vgl. *ibid.*, S. 35.

340 Vgl. 12. Studierendensurvey 2012/13, S. 88.

341 Vgl. *ibid.*, S. 93.

342 Vgl. 13. Studierendensurvey 2015/16, S. 13.

Einkommenschancen 28 Prozent, die Aussicht auf eine Führungsposition 16 Prozent.³⁴³ Nützlich bis sehr nützlich für den Weg zu einem „interessanten“ Arbeitsplatz erschien 76 Prozent der hier befragten Studierenden das eigene Studium, zu mehr Fachwissen 73 Prozent; Hoffnungen auf erhöhte Chancen, ein „gutes“ Einkommen zu erlangen, machten sich 53 Prozent, auf eine „hohe“ soziale Position 30 Prozent. 9 Prozent hofften, mit dem Studium mehr Zeit bis zum Berufseintritt zu gewinnen, 40 Prozent hoffen allerdings, später „anderen zu helfen“ bzw. 45 Prozent, die Gesellschaft zu „verbessern“.³⁴⁴ Befragt nach den beruflichen Wertvorstellungen, geben zwei Drittel der Studierenden aktuell an, grundsätzlich großen Wert auf einen sicheren Arbeitsplatz zu legen – direkt nach der Vereinbarkeit von Familie und Beruf, die 83 Prozent der Studierenden am Herzen liegt!³⁴⁵ Freiwirtschaftliche Arbeitgeber werden ebenso anvisiert wie die öffentliche Bedienung.

Die Einschätzung der eigenen Berufsaussichten bzw. die Wahrnehmung der prospektiven Arbeitsplatzsicherheit variiert gemäß den unterschiedlichen gesamtwirtschaftlichen Rahmenbedingungen und abhängig vom Studienfach: So stellen Studierende der Wirtschafts- und Rechtswissenschaften materielle Motive am häufigsten in den Vordergrund, Studierende der Geistes- und Sozialwissenschaften am seltensten.³⁴⁶ Insbesondere ab 1985 befürchteten ca. 19 Prozent der Studierenden an Universitäten große Schwierigkeiten bei der beruflichen Einmündung;³⁴⁷ in den 1990er Jahren, inmitten des so genannten „Reformstaus“, schnellte dieser Wert auf 34 bis 38 Prozent. Die Belastung wurde insbesondere von den Studentinnen in dieser Phase als drastisch empfunden.³⁴⁸ Mit den 2000er Jahren lösten sich diese Sorgen allerdings ein Stück weit auf: 2007 erwarteten 30 Prozent der Befragten grundsätzlich „kaum Schwierigkeiten“ bei der Stellenfindung, allerdings 35 Prozent beim Finden einer „zusagenden“ Stelle;³⁴⁹ 2012/13 stieg der Wert der Sorglosen auf 35 Prozent (Schwierigkeiten bei der Findung einer „zusagenden“ Stelle erwarteten gleichbleibend 35 Prozent);³⁵⁰ 2015/16 machten sich 36 Prozent „kaum“ Sorgen und 36 Prozent Sorgen, keine „wirklich zusagende“ Stelle zu finden.³⁵¹ Seit Ende der 1990er Jahre scheint sich insgesamt eine gewisse subkutane Unsicherheit eingegraben zu haben. Hier ist der Wunsch, einen sicheren Arbeitsplatz zu erlangen – nicht die Aussicht auf ein hohes Einkommen! – als dominierendes materielles Studienmotiv einzuordnen; der Zustimmungswert

343 Vgl. *ibid.*, S. 15.

344 Vgl. *ibid.* Inwiefern dieser neue „sozial-altruistische“ Frageblock tatsächliche Wünsche abbildet oder hier eine suggestive Verzerrung am Werk ist – Wer hofft nicht, mit seiner Tätigkeit einen Beitrag zu einer besseren Zukunft zu leisten? –, kann hier freilich nicht entschieden werden.

345 Vgl. 12. Studierendensurvey 2012/13, S. 387 und 13. Studierendensurvey 2015/16, S. 68.

346 Vgl. Studierendensurvey 1980er, S. 75; 7. Studierendensurvey 1997/98, S. 73; 10. Studierendensurvey 2006/07, S. 34f.; 12. Studierendensurvey 2012/13, S. 91.

347 Vgl. Studierendensurvey 1980er, S. 203.

348 Vgl. Studierendensurvey 1990er, S. 188. An den Fachhochschulen litten zudem in erster Linie die Immatrikulierten in ingenieurwissenschaftlichen Studiengängen.

349 Vgl. 10. Studierendensurvey 2006/07, S. 239.

350 Vgl. 12. Studierendensurvey 2012/13, S. 376.

351 Vgl. 13. Studierendensurvey 2015/16, S. 73.

kletterte zwischen 1998 und 2015/16 von 23 auf 36 Prozent.³⁵² Zugleich hat die Bereitschaft zu mehr beruflicher und geographischer Flexibilität trotz des insgesamt eher optimistischen Blicks auf die späteren Berufsaussichten zugenommen.³⁵³ Unklar bleibt angesichts der standardisierten Frage-Items allerdings, welchen Lebensstandard die Studierenden in den von ihnen gewünschten sicheren Arbeitsplätzen als angemessen empfinden.

Welchen Anspruch sie hier anmelden können, hängt allerdings, wie gesehen, vom Stadium des Hochschulexpansionszyklus' ab. Einerseits war Bildung trotz aller Privilegien- und Schichtungsmuster schon im 18. und 19. Jahrhundert eine „Mobilitätsschleuse, ein kalkulierbarer Weg des sozialen Aufstiegs“.³⁵⁴ Bis zum Ende des Kaiserreichs gelangten so etwa 20 Prozent Handwerker- und Bauernkinder in ein Studium.³⁵⁵ Aufgrund der wirtschaftlichen und demographischen Wachstumssprünge, der Ausdifferenzierung der Arbeitsmärkte, usw. stellten sich immer wieder Phasen des Akademikermangels mit fließendem Übergang in eine Aufschwungbewegung ein, die schubweise den Aufstieg von zuvor ausgeschlossenen Bevölkerungsteilen, meist der unteren und mittleren Mittelschichten, freigaben. In diesen Phasen greifen die Hochschulen auf die Reserven aufstiegswilligen Nachwuchses zurück³⁵⁶; in diesen Phasen lockern sich Restriktionen, öffnen sich die Selektionsfilter, kann der Bildungsaufstieg für neue Gruppen gelingen. Das war um 1850ff., um 1900ff. und um 1950ff. der Fall.³⁵⁷ Die sukzessive soziale Öffnung der Universitäten (und Fachhochschulen) erscheint vor diesem Hintergrund als logische Fortsetzung eines historischen Makro-Trends hin zur sukzessiven sozialen Egalisierung des Studiums. Doch lassen sich, andererseits, eben auch gegenläufige Abschwungs- und Überfüllungszeiträume ausmachen, die Abschottungstendenzen gegen die nachrückenden Bildungsfernen zeitigten – meist in Form von Qualifikationsschranken, gläsernen Decken, aber auch mit einer dramatisierenden Überzeichnung der Arbeitsmarktsituation zu Abschreckung von Aufstiegsinteressierten³⁵⁸ –, mit denen nicht zuletzt die kürzlich aufgestiegenen Generationen ihre Privilegien abzusichern versuchten. Die soziale Funktion des Studiums besteht 1815 wie 2019 trotz „fortschreitender Demokratisierung der Bildungschancen“ in der „Bildungsselektion“³⁵⁹, also der Auslese qualifizierter Berufsgruppen, wie in

352 Vgl. 10. Studierendensurvey 2006/07, S. 33 und 13. Studierendensurvey 2015/16, S. 13. Diese Entwicklung mag allerdings auch durch eine Erweiterung der Fragebatterie des Studierendensurveys mitbedingt sein.

353 Vgl. 10. Studierendensurvey 2006/07, S. 244; 12. Studierendensurvey 2012/13, S. 402 und 13. Studierendensurvey 2015/16, S. 77f.

354 Lundgreen: Zur Konstituierung des „Bildungsbürgertums“, S. 88

355 Vgl. *ibid.*, S. 96.

356 Vgl. *ibid.*, S. 404.

357 Vgl. Titze: Wie wächst das Bildungssystem?

358 „Der Akademikerzyklus entlastet die oberen Sozialschichten von Selektionsdruck, indem er die besseren sozialen Zugangschancen als Leistung tarnt und legitimiert. Der verborgene Mechanismus besteht gerade darin, daß viele an die vorausgesagten schlechten Berufsaussichten glauben. Durch die Voraussagen und vom schleichend veränderten Selektionsklima lassen sich eher die Nachkommen in den unteren Schichten von einer langen akademischen Ausbildung abschrecken und dadurch verbessern sich die Chancen in der Prüfungsauslese für den Nachwuchs aus den oberen Schichten.“ Titze: Bildungskrisen und sozialer Wandel, S. 363.

359 Vgl. Titze: Von der natürlichen Auslese zur Bildungsselektion, S. 389.

solchen Phasen lebendig erfahrbar wird. Schlechte Berufsaussichten und akademische Arbeitslosigkeit, auch das so genannte „Parkstudium“ drohen dann zu Massenphänomenen zu geraten. Verhärtungsperioden dieser Art sind in der Vergangenheit nach Kondratjew'schem Takt etwa alle 50 Jahre aufgetreten und konzentrierten sich grob auf die Schlüsseljahre 1780, 1830, 1880, 1930, und 1980.³⁶⁰ Verblüffenderweise verhält sich diese zyklische Bewegung, d. h. die Entwicklung der Bildungsexpansion seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert weitgehend eigendynamisch und in engem Kontakt mit wirtschaftlichen Konjunkturen, ist insofern ohne massiven wirtschaftlichen Schaden bildungspolitisch kaum bis gar nicht regulierbar.³⁶¹

„Eine erfolgreiche herrschaftliche Steuerung des Bildungsbedarfs war im Kaiserreich nicht mehr möglich. Wegen der Eigendynamik des kollektiven Bildungsverhaltens bauen sich im historischen Prozeß Strukturen auf, die sich nicht mehr herrschaftlich steuern lassen.“³⁶²

„Die Bildungsexpansion gewinnt [...] eine Eigendynamik, deren Konsequenzen zwar bildungspolitisch *bearbeitet* werden müssen, die sich aber politischen Steuerungsversuchen im Sinne von Begrenzungsstrategien weitgehend entzieht. Cooling out-Strategien oder andere Maßnahmen der Gegensteuerung mögen einen kurzfristigen Erfolg in der Unterbrechung langfristiger Expansionstrends haben, dauerhaft wirksam sind sie nicht.“³⁶³

Zwar beteiligen sich Wissenschaft, Publizistik und Politik immer wieder an Diskussionen über die langfristige Dysfunktionalität der Bildungsexpansion, kritisieren die Mutation des Studiums zur höheren Berufsausbildung, die das deutsche duale System entwerte, d. h. sowohl die Qualität akademischer Bildung als auch das Angebot an nicht-akademisch beruflich Qualifizierten reduziere.³⁶⁴ Der Philosoph Julian Nida-Rümelin attestierte der Bundesrepublik 2014 in diesem Sinne gar einen „Akademisierungswahn“³⁶⁵, als handle es sich hierbei um einen nationalen Verstandesverlust. Und gewiss: Der nächste konjunkturell bedingte „Akademikerüberschuss“ infolge eines Überangebots von Hochschulabsolventen wird kommen, wenn auch nicht zwangsläufig und mit schicksalsdeterministischer Wucht im Jahre 2030. Dennoch sollte vor dem

360 Vgl. Titze: Bildungskrisen und sozialer Wandel, S. 349.

361 Dass sich das Bildungswachstum, genauer: die „Selbststeuerung der Gebildeten von unten“ schon nach 1850 sukzessive „aus herrschaftlicher Kontrolle im Sinne einer Steuerung von oben befreit“ habe, führt Titze auf unterschiedliche Einflüsse zurück, darunter die Entstehung freier akademischer Arbeitsmärkte bzw. eines „freien Rekrutierungsfeldes“ beginnend im Bereich der höheren Bildung, freier Presse und freien politischen Wettbewerbs sowie die berufsständische Interessenorganisation des immens gewachsenen Lehrpersonals an Volksschulen ab 1890 und der daraus folgende „Legitimationsdruck“ staatlicher Steuerungsmaßnahmen – und nicht zuletzt die auf Ausbau zielende „Eigendynamik des Bildungssystems“. Titze, Hartmut: Wie wächst das Bildungssystem?, in: Zeitschrift für Pädagogik, 45. Jg., H. 1/1999, S. 103-120, hier S. 109-113.

362 Ibid., S. 113.

363 Wolter: Eigendynamik und Irreversibilität der Hochschulexpansion, S. 35 (Herv. i. O.)

364 Vgl. exemplarisch Oder, Lisa: Immer mehr junge Menschen mit Hochschulabschluss – wieso das zum Problem werden kann, in: Handelsblatt, 08.09.2018.

365 Vgl. Nida-Rümelin, Julian: Der Akademisierungswahn. Zur Krise beruflicher und akademischer Bildung, Hamburg 2014.

Hintergrund des historischen Längsschnitts klar sein, dass der Zustrom zu den Hochschulen so lange anhalten wird, wie „der Arbeitsmarkt eine höhere Qualifikation belohnt“³⁶⁶. Und das ist, folgt man dem Bildungsforscher André Wolter, noch einige Jahre so.³⁶⁷ Doch auch abgesehen davon zählt die Bildungsexpansion, die längst nicht mehr nur höhere Bildungszertifikate, sondern auch hinzutretende „feinere Unterschiede“ (Erfahrungen, Netzwerke, kulturelles Kapital) für die Einlösung gesellschaftlicher Teilhabechancen erforderlich macht,³⁶⁸ „gleichsam als gesellschaftliche Grundströmung zu den irreversiblen sozialen Vorgängen in Gesellschaften, die Prozesse der Statuszuweisung marktförmig und leistungsorientiert organisieren oder mindestens so legitimieren [...]“³⁶⁹ Die höhere Bildung, das veranschaulichen diese Ausführungen, gerät für nachfolgende Kohorten mehr und mehr zur „Grundausrüstung in der Statuskonkurrenz“.³⁷⁰

Die Veränderung macht sich auch in den Zahlen geltend: Selbst die am stärksten materiell motivierten Studierenden sehnen sich nicht mehr primär nach einem möglichst hohen Einkommen, sondern nach der Absicherung des von ihnen gewohnten Status und Lebensstandards. Stellt man aber genau dies in Rechnung – dass nicht mehr die Sehnsucht nach dem Sozialprestige des klassischen Akademikers oder etwa die Aspirationen auf überdurchschnittlichen Wohlstand, sondern die Absicht, eine den eigenen Präferenzen entsprechende, inhaltlich attraktive und zufriedenstellend bezahlte Erwerbstätigkeit aufzunehmen, die zugleich das eigene Qualifikationsportfolio nach Arbeitsmarktbedürfnissen ausrichtet und somit zuverlässig vor Erwerbslosigkeit schützt,³⁷¹ das primäre materielle Motiv des Studierens auszumachen scheint³⁷² – so gilt trotzdem ungebrochen, was vor etwa einer Dekade über Studierende an Universitäten konstatiert wurde: „Die Erwartungen an materielle Vorteile und Gratifikationen sind seit den 80er Jahren stetig angestiegen.“³⁷³ Man erwartet durchaus, des Segens der Qualifizierten sozusagen *en passant* teilhaftig zu werden, auch wenn man das nicht als primäres Studienmotiv identifiziert. Dies schafft der Vermutung Raum, dass das Universitätsstudium von der Mehrheit der Studierenden heute tatsächlich in erster Linie als höhere Form der Ausbildung – nicht etwa als Stätte holistischer *Bildung* im neuhumanistischen Sinne –, als Pfad zu einem gehobenen und ausbalancierten Lebensstandard wahrgenommen und genutzt wird – was dem Trend zur Universalisierung von Bildungszertifikaten als Voraussetzung gehobener Karrieren, zur Ersetzung der „Elitehochschulbildung“ durch „Massenhochschulbildung“³⁷⁴ durchaus entspricht. Tatsächlich ist das Erwerbslosigkeitsrisiko für Hochschulabsolventen im Vergleich mit allen anderen Bevölkerungsgruppen nach wie vor am geringsten.³⁷⁵ Natürlich ist die Absicht, mithilfe einer Höherqualifizierung auch ein höheres Einkommen zu erzielen,

366 Vgl. Wolter: Eigendynamik und Irreversibilität der Hochschulexpansion, S. 36.

367 Vgl. *ibid.*

368 *Ibid.*, S. 34f.

369 *Ibid.*, S. 35.

370 *Ibid.*

371 Vgl. Bargel: Wandel politischer Orientierungen, S. 4f.

372 Vgl. 13. Studierendensurvey 2015/16, S. 68.

373 10. Studierendensurvey 2006/07, S. 36.

374 Vgl. Wolter: Eigendynamik und Irreversibilität der Hochschulexpansion, S. 37.

375 Vgl. 5. Bildungsbericht 2014, S. 135.

selbstverständlicher Bestandteil jeder Fortbildungsbemühung. Aber wie ist diese Beobachtung in Einklang zu bringen mit den in den Surveys vorgetragenen altruistischen und prosozialen Ansprüchen an die eigene Arbeit als angehende Akademiker, die ja gerade auf einen „höheren“ Zweck des Studierens jenseits von interesse- wie neigungsgeprägter Selbstentfaltung und Einkommen³⁷⁶ verweisen? Darauf geben die Surveys keine Antwort.

Es lässt sich resümieren: Die Geschichte der Bildungsexpansion seit 1800 bezeichnet mehrere kleine Wachstums- und Stagnationsphasen, vor allem aber zwei große Wachstumssprünge in den 1870er und 1960er/1970er Jahren. Stets ging der „Eigenausbau“ des Bildungssystems durch den Bedarf an Hochschulpersonal und Lehrkräften dem „Breitenwachstum“, also der fortschreitenden Akademisierung der Berufswelt, voran.³⁷⁷ Entscheidend für den heutigen Stellenwert der Bildungsselektion ist dabei der beispiellose Wachstumssprung der 1960er und 1970er Jahre, der als weitgehende Überwindung der Kluft zwischen Elite- und Massenbildung aufgefasst werden kann.³⁷⁸ Doch die im Vogelflug eindruckliche soziale Öffnung der Hochschulbildung sollte zugleich nicht darüber hinwegtäuschen, dass die individuellen Bildungschancen auch heute noch über „Lebens- und Teilhabechancen“ entscheiden, und dass diese Bildungschancen in Deutschland maßgeblich vom Bildungsniveau der Eltern abhängen.³⁷⁹ Persönliche Bildungsentscheidungen steuern die Expansion der Hochschulbildung, insbesondere die wachsende Attraktivität des Bildungswegs Gymnasium – Universität: „Das Abitur eröffnet die meisten und versperrt die wenigsten nachschulischen Ausbildungs- und Berufsoptionen.“³⁸⁰ Überhaupt liegt der entscheidende Selektionsfilter hierzulande nicht beim Hochschulzugang, sondern genau hier, im Schulsystem, insbesondere im Erwerb oder Nichterwerb des Abiturs. Mit der Verbreitung Bildungszertifikaten und Titeln aber wächst auch die Statuskonkurrenz: „feinere Unterschiede“ (Kontakte, Praktika, Habitus, etc.) werden als Selektionskriterien wichtiger.³⁸¹

Dem ist eine mit Blick auf mögliche Prägungen studentischer politisch-sozialer Deutungsmuster relevante abschließende Bemerkung zum vermeintlichen Niedergang des Bildungsbürgertums anzuschließen: Heute ist es durchaus möglich, dass es trotz des Verblassens des sozial, kulturell und materiell privilegierten traditionellen Bildungsbürgertums im Zuge des Niedergangs des Kaiserreichs und der Genese der modernen Massenuniversität nicht nur weiterhin sedimentierte bildungshumanistische Werthaltungen und gesellschaftliche Ordnungsvorstellungen gibt, die nicht zuletzt in den Begriffen „Bildung“ bzw. „Geist“ oder „Geisteswissenschaften“ aufgespeichert sind. Auch erscheint die Vermutung plausibel, dass durchaus noch

376 Sicher sind das Interesse am Studienfach und die Rahmung der Auswahl durch die persönlichen Begabungen durchaus „authentische“ Motivlagen, die der Forscher ernst zu nehmen hat. Zugleich aber scheint es doch – und diese Beobachtung soll hier hervorgehoben werden – für eine knappe Mehrheit der Studierenden ungebrochen üblich, ja selbstverständlich zu sein, nach dem Abschluss mehr zu verdienen als Nichtstudierte.

377 Vgl. Titze: *Wie wächst das Bildungssystem?*, S. 116–118.

378 Vgl. *ibid.*, S. 115.

379 Vgl. Wolter: *Eigendynamik und Irreversibilität der Hochschulexpansion*, S. 29 und 35.

380 *Ibid.*, S. 28.

381 Vgl. *ibid.*, S. 34f.

eine bestimmte Residualform einer Sozialformation „Bildungsbürgertum“ in der deutschen Gesellschaft existiert, die sich im frühen 20. Jahrhundert mit der demokratischen Herrschaftsform herausgebildet hat: als Phänomen einer *subkulturellen Kollektivität* unter vielen, welche sich in Lebensstilpräferenzen, einem spezifischen Erziehungs- und Bildungsideal nebst Anspruch auf geistige Elitenzugehörigkeit, gewiss auch in ererbtem Besitz ausdrückt³⁸² – aber eben ohne Nähe zur Macht, d. h. ohne öffentlichkeitswirksamen gesamtgesellschaftlichen Einfluss.³⁸³ Man wird sich aufgrund der bisher schmalen soziologischen Forschung zu dieser Frage³⁸⁴ mit der so skizzierten hypothetischen Konstruktion begnügen müssen. Auch wenn sie den von vielen Historikern als „wissenschaftlichen Terminus“ qualifizierten Begriff des Bildungsbürgers als „sozialprivilegierte ständische Vergesellschaftung von Trägern akademisch patentierten Bildungswissens mit gesamtgesellschaftlicher Sinnstiftungs- und Normsetzungskompetenz“³⁸⁵ in Richtung eines „umgangssprachlichen Etiketts“ verflacht: Während das szientivistisch exakt bezeichnete Bildungsbürgertum mit dem Ende des langen bürgerlichen Jahrhunderts verschwindet, lässt die „vage konturierte Kollektion ‚gutsituierter Bürger mit höherer Schulbildung‘, diffusen Eigenschaften

382 Vgl. Budde: *Blütezeit des Bürgertums*, S. 136f.

383 „Der gesamtgesellschaftliche Einfluß beruhte aber primär auf der Chance, den Geltungsanspruch des Bildungswissens in konkrete institutionelle Ordnungen zu übersetzen und diese selbst zu verwalten. [...] Das ändert sich mit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts, und damit kommt auch die gesamtgesellschaftliche Bedeutung des Bildungsbürgertums zu seinem Ende. Zwar erhält sich noch die ständische Vergesellschaftung als Lebensstil, doch sie verliert den Anspruch auf Allgemeingültigkeit und die Mittel, diese Präention weiter aufrechtzuerhalten. Bildungsbürgerlichkeit wird zur Subkultur, einer von vielen. Damit aber ist die ständische Vergesellschaftung aufgelöst.“ Lepsius, Mario Rainer: *Das Bildungsbürgertum als ständische Vergesellschaftung*, in: Ders. (Hg.): *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil III: Lebensführung und ständische Vergesellschaftung*, S. 9-18, hier S. 18. Vgl. auch den Exkurs zum Bildungsbegriff in Kapitel II.3.

384 Vorsichtig diskutiert jüngst Gunilla Budde: „Doch heißt das gleichzeitig, dass mit der Diffusion bürgerlicher Werte auch das Bürgertum von der Bildfläche verschwand, dass wir es im 20. und 21. Jahrhundert eher, wie Soziologen wie Heinz Bude und Paul Kaiser vermuten, mit einer ‚Bürgergesellschaft ohne Bürgertum‘ zu tun haben? Zumindest wäre ein klares ‚ja‘ auf diese Frage vorschnell, stehen doch die entscheidenden empirischen Studien noch aus. Zu Recht hat Klaus Tenfelde dafür plädiert, gezielt in Institutionen, die von jeher als Stätten bürgerlicher Kulturmuster und Praktiken galten, auf Spurensuche zu gehen. Erste Hypothesen lassen sich wagen, soziologische Studien stützen sie: Bei allem klassenübergreifenden Vereinsleben und bürgergesellschaftlichen Engagement, die bald nach Kriegsende zur Entfaltung kamen, scheint sich in einigen Bereichen dieser Öffentlichkeit weiterhin eine Affinität zwischen Zivilgesellschaft und einer spezifischen bürgerlichen Gruppierung gehalten zu haben. Die Vermutung liegt nahe und erste Auswertungen bestätigen es, dass sich in den zahlreichen Kunstvereinen, Berufsverbänden und Service-Clubs eine geschlossene, exklusive Klientel traf. Ärzte, Rechtsanwälte und Unternehmer blieben lange im Tennis- und Golfverein unter sich, auf dem Fußballplatz waren sie indessen weniger zu finden. Auch in den frühen Bürgerbewegungen, in denen sich dem Namen nach alle Staatsbürger unter dem Banner eines gemeinsamen Interesses vereinten, gab vornehmlich eine bildungsbürgerliche Klientel, dem Erbe der Gemeinwohlorientierung verpflichtet, den Ton an.“ Budde: *Blütezeit des Bürgertums*, S. 136f. S. überdies Schulz: *Lebenswelt und Kultur des Bürgertums*, der S. 90 selbstbewusst konstatiert: „Von der Vorstellung einer ‚Auflösung des Bürgertums‘ in den großen Krisen des Jahrhunderts kann man sich getrost verabschieden.“

385 Vgl. Engelhardt: „Bildungsbürgertum“, S. 205.

und zeit-/räumlich fast unbegrenzter Verbreitung³⁸⁶ das heutige subkulturelle Auftreten von Bildungsbürgern grundsätzlich zu – so lässt sich eine allzu dogmatische Vorentscheidung umgehen. Gewiss ist der Begriff des Bildungsbürgers nicht der konzeptuellen Beliebigkeit hinzugeben, auch ist zu bedenken, dass er von seinem bis heute präsenten denunziativen Beiklang – etwa als Bezeichnung eingebildeter „Schöngeistigkeit“ eines deplatzierten Bewusstseins als Geisteselite, oder als selbstreferenzielle unpolitische Innerlichkeit –, nicht zu befreien ist. Soziohistorisch gegenstandslos, mithin „sinnlos“ geworden³⁸⁷ ist er deshalb nicht. Das zeigen erstens die Expansions- und Diffusionsprozesse von Bürgerlichkeit in die Mehrheitsgesellschaft:³⁸⁸

„Während die Wertschätzung bürgerlicher Kulturtraditionen fortbesteht, hat sich die bürgerliche Klassengesellschaft sozial ausdifferenziert. [...] Stärker als Herkunft und Klasse bestimmen der Bildungsweg und die berufliche Position den sozialen Status.“³⁸⁹

Zudem sind ökonomisch, kulturell, sozialisatorisch und auch organisatorisch gesehen – zumindest in den Alten Bundesländern – keineswegs alle Stränge familiär konservierter bildungsbürgerlicher Statusvererbung nach 1945 gekappt worden. Im Gegenteil: Verglichen etwa mit den traditionellen agrarischen, kleinbürgerlichen, besitzbürgerlichen und proletarischen Milieus sind vielmehr die historischen Kontinuitätslinien des Bildungsbürgertums, die vergleichsweise ausgeprägte Persistenz bildungsbürgerlicher Milieus von den 1880ern bis in die Bundesrepublik hinein, verblüffend:

„Ähnlich wie im gehobenen Wirtschaftsbürgertum ließe sich nach dieser Epochen-scheide auch der Fortbestand zahlreicher Anwalts-, Ärzte-, Wissenschaftler-, Beamtendynastien feststellen. Hatte man die Toten gezählt, die Emigranten endgültig vergessen, die kalte Dusche der Entnazifizierung in aller Regel überstanden, gingen die Rechtsanwälte und Ärzte, die höheren Beamten und Pfarrer, die Studienräte und Professoren wieder ihrer erlernten Tätigkeit nach. Sie fanden sich auch in den vertrauten Verkehrskreisen erneut zusammen, entdeckten die Funktionstüchtigkeit der Honoratiorennetzwerke in großen und kleinen Städten, auch die Vorzüge der Selbstorganisation in Vereinen und Assoziationen, kehrten zur überlieferten Lebensführung möglichst frühzeitig zurück, pflegten ihre Sprachkompetenz, verfochten alsbald wieder zielstrebig ihre Interessen mit Hilfe ihrer Verbände, planten die Karriere ihrer Kinder – und das alles unter einem ‚bürgerlichen Wertehimmel‘, vor dem die dunklen Wolken einer vermeintlich unwiderruflichen Diskreditierung zusehends verschwanden.“³⁹⁰

386 Vgl. *ibid.*, S. 215.

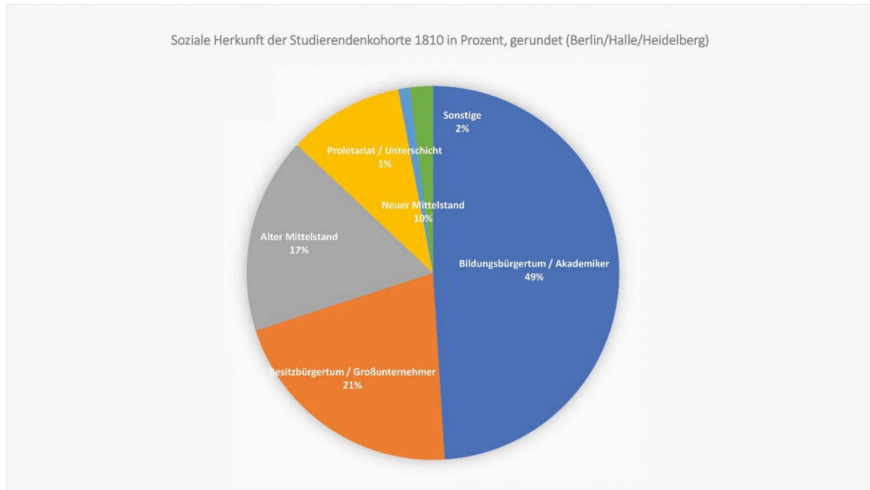
387 Vgl. *ibid.*, S. 228.

388 Vgl. Koppetsch, Cornelia: Die Wiederkehr der Konformität. Streifzüge durch die verunsicherte Mitte, Bonn 2015.

389 Schulz: Lebenswelt und Kultur des Bürgertums, S. 2.

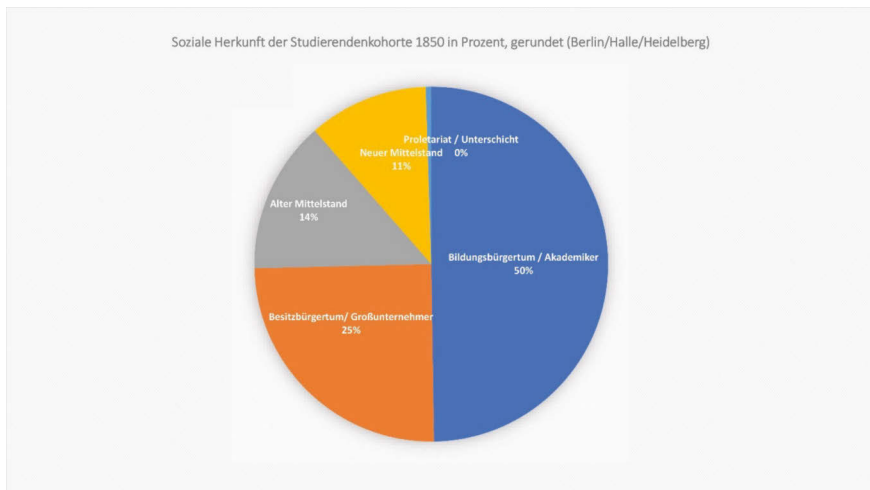
390 Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1949–1990, S. 139. Vgl. bekräftigend Budde: Blütezeit des Bürgertums, S. 135f und Schulz: Lebenswelt und Kultur des Bürgertums, S. 84f.

Abb. 1: Soziale Herkunft der Studierendenkohorte 1810



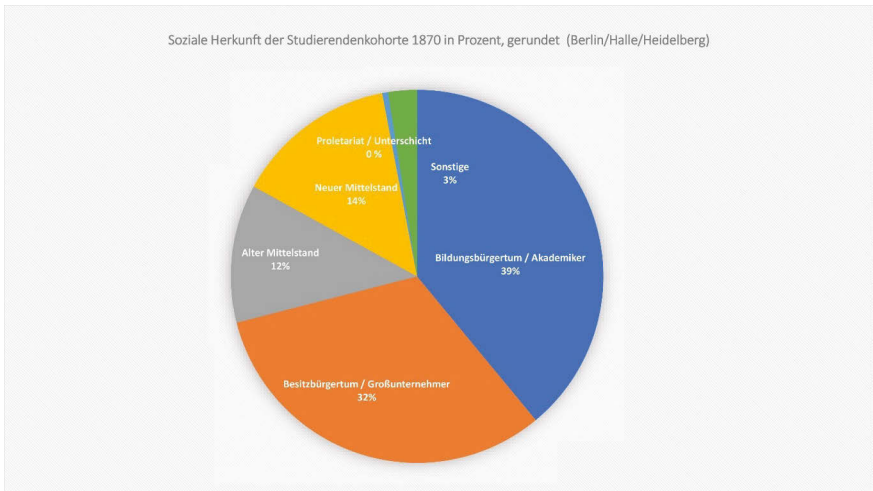
Daten entnommen aus Jarausch, Konrad H.: The Sources of German Student Unrest 1815-1848 (1974), in: Historical Social Research, Supplement 24/2012, S. 80-114, hier S. 112 sowie Titze: Die zyklische Überproduktion, S. 98.

Abb. 2: Soziale Herkunft der Studierendenkohorte 1850



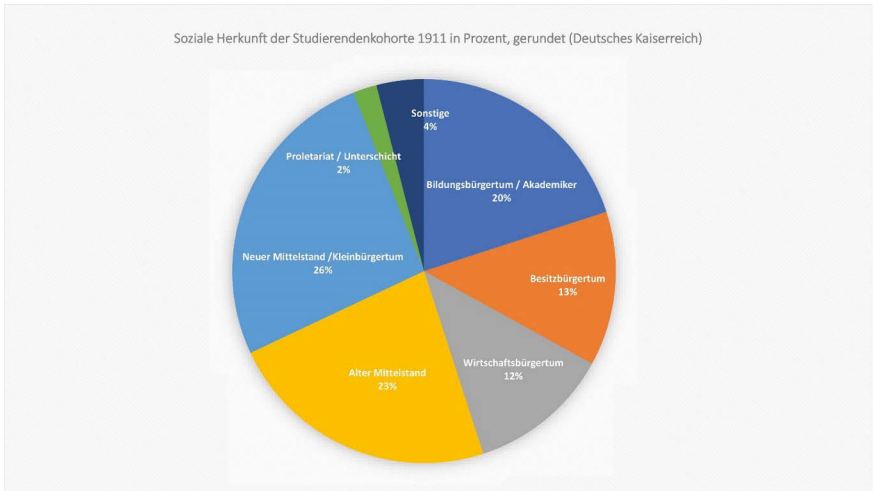
Daten entnommen aus Jarausch: The Sources of German Student Unrest, S. 112 sowie Titze: Die zyklische Überproduktion, S. 98.

Abb. 3: Soziale Herkunft der Studierendenkohorte 1870



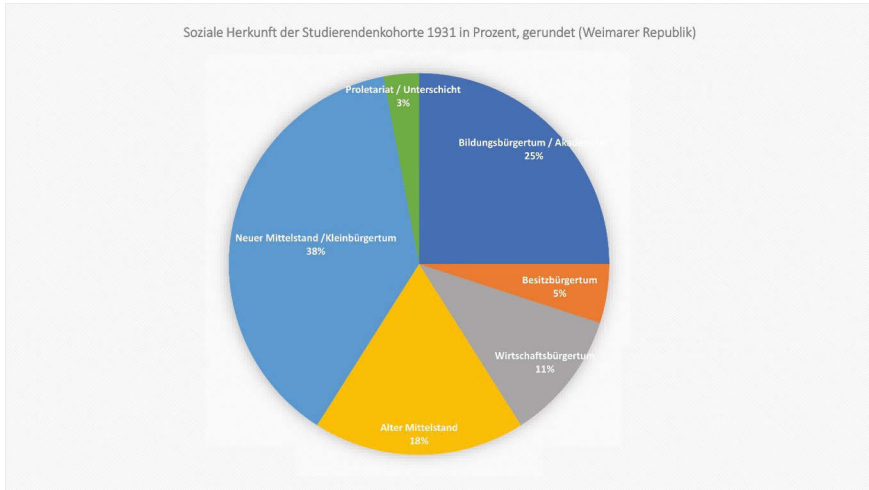
Daten entnommen aus Jarausch: The Sources of German Student Unrest, S. 112 sowie Titze: Die zyklische Überproduktion, S. 98.

Abb. 4: Soziale Herkunft der Studierendenkohorte 1911



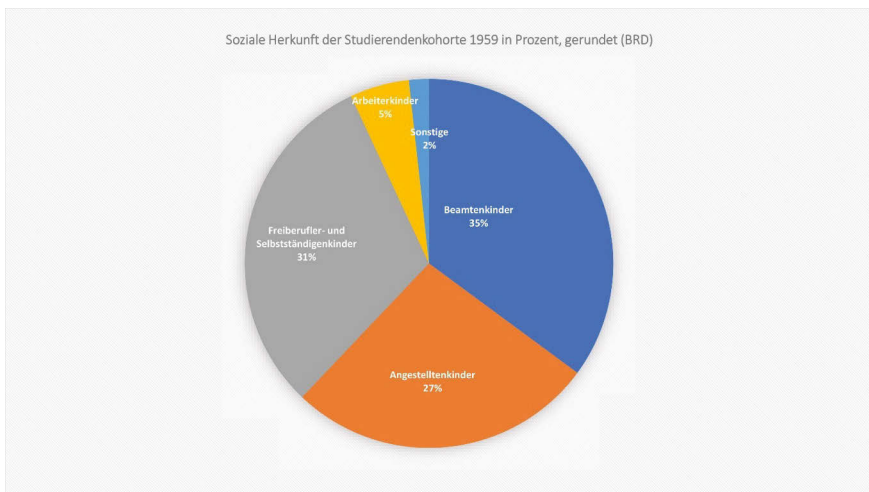
Daten entnommen aus Ringer: Die Gelehrten, S. 60f. und Titze: Die zyklische Überproduktion, S. 98.

Abb. 5: Soziale Herkunft der Studierendenkohorte 1931



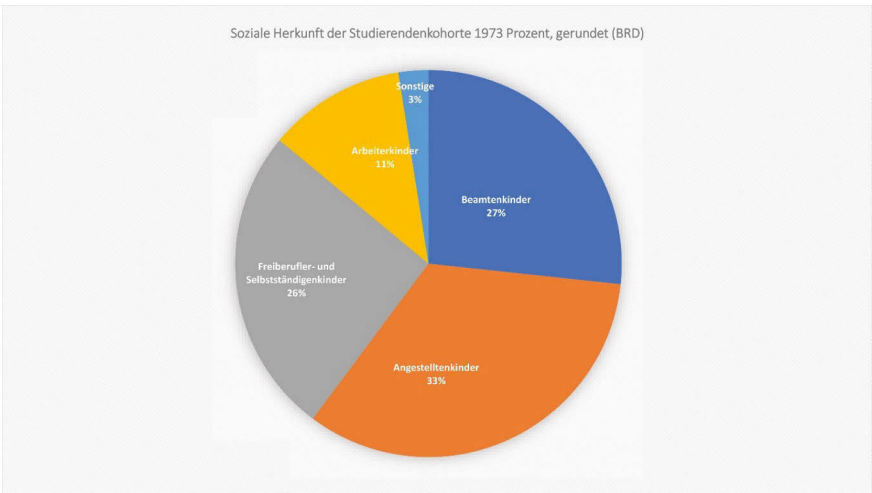
Daten entnommen aus Ringer: Die Gelehrten, S. 65 und Titze: Die zyklische Überproduktion, S. 98.

Abb. 6: Soziale Herkunft der Studierendenkohorte 1959



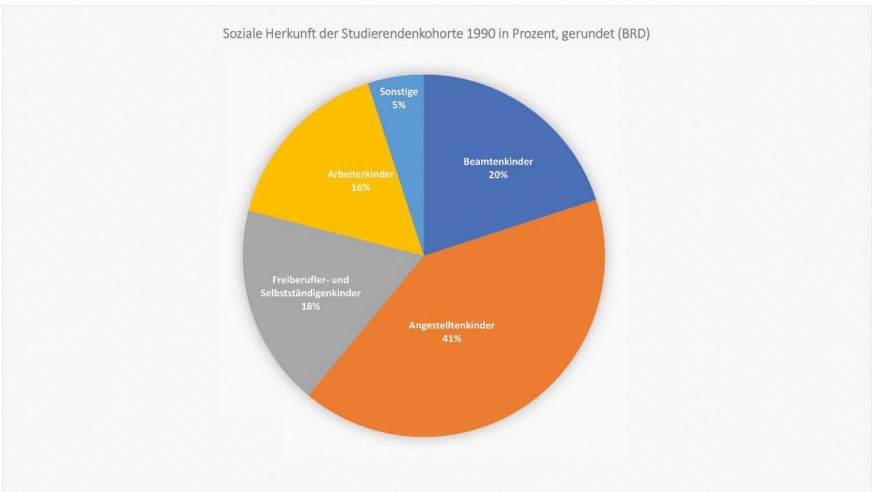
Daten entnommen aus 4. Sozialerhebung 1959, S. 32f.

Abb. 7: Soziale Herkunft der Studierendenkohorte 1973



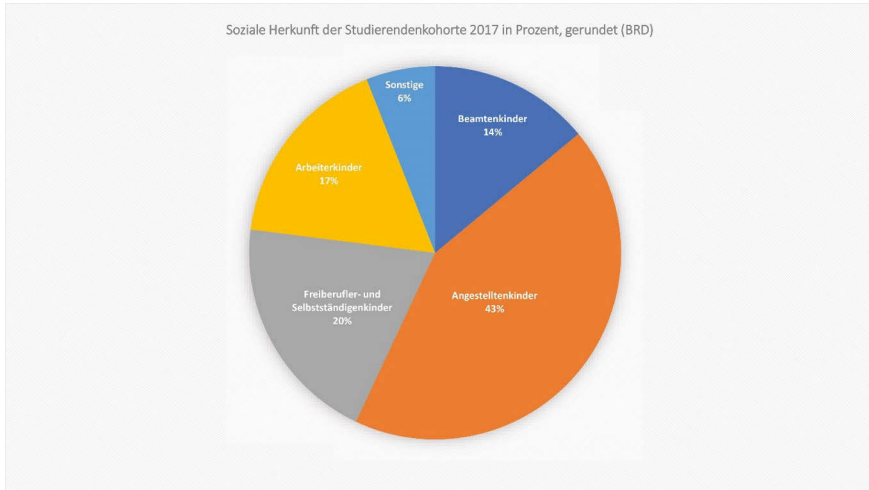
Daten entnommen aus 7. Sozialerhebung 1973, S. 27f.

Abb. 8: Soziale Herkunft der Studierendenkohorte 1990



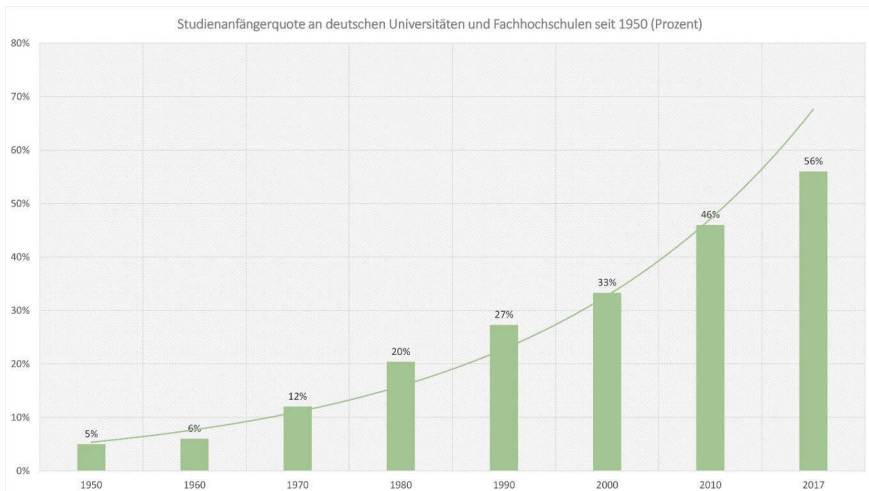
Daten entnommen aus 13. Sozialerhebung 1991, S. 95.

Abb. 9: Soziale Herkunft der Studierendenkohorte 2017



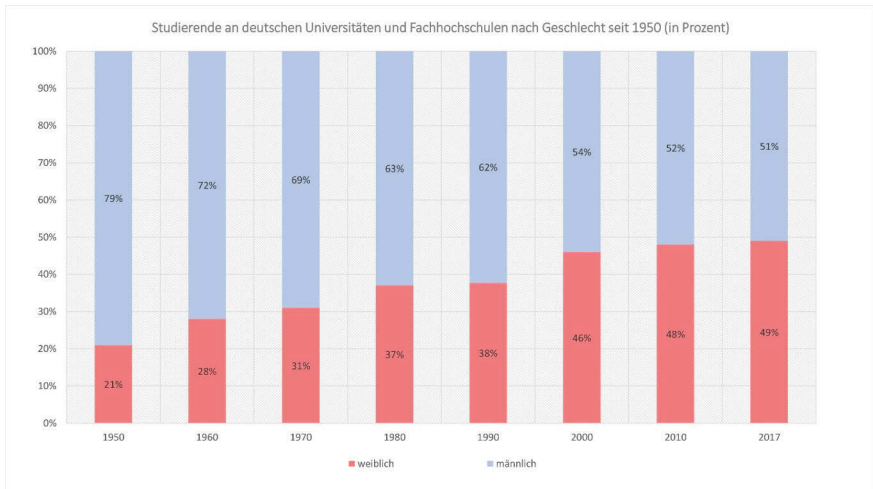
Daten entnommen aus 21. Sozialerhebung 2017, S. 166f.

Abb. 10: Studienanfängerquote seit 1950



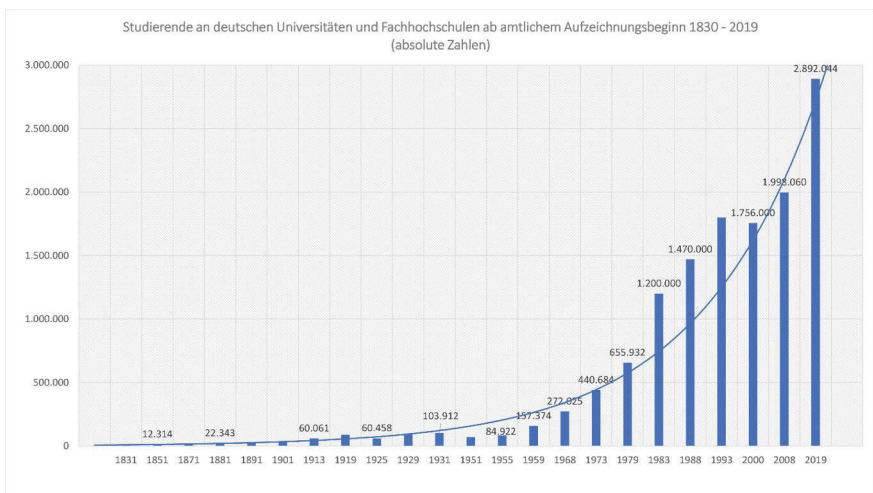
Daten entnommen aus Wolter: Eigendynamik und Irreversibilität der Hochschulexpansion, S. 25, sowie Statistisches Bundesamt: Schnellmeldungsergebnisse Wintersemester 2017/18, S. 11.

Abb. 11: Studierende an Universitäten und Fachhochschulen seit 1950 nach Geschlecht



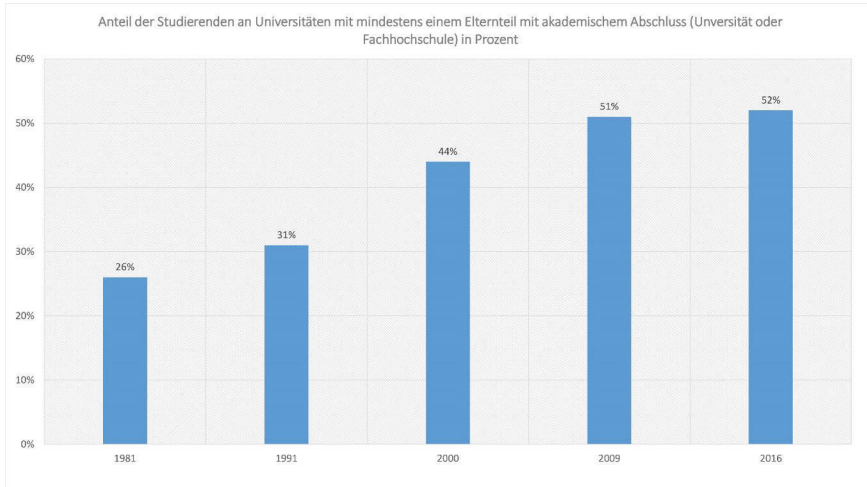
Daten entnommen aus 11. Sozialerhebung 1985, S. 87; 16. Sozialerhebung 2000, S. 45; Statistisches Bundesamt: Bildung und Kultur. Studierende an Hochschulen Wintersemester 2017/18, 2018.

Abb. 12: Studierende an deutschen Universitäten und Fachhochschulen 1830-2019



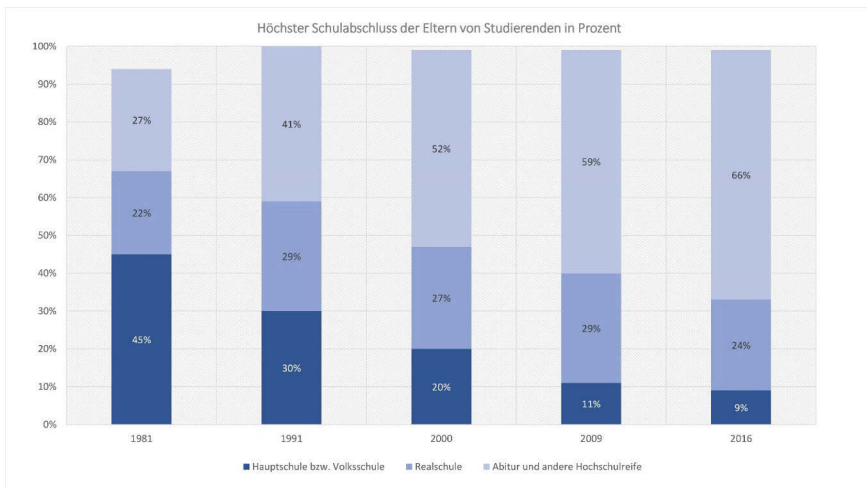
Daten – in der Regel wiedergegebene Kennzahlen der amtlichen Statistiken bzw. der im 19. Jahrhundert erhobenen regionalen und preußischen Universitätsstatistiken – entnommen aus 3. Sozialerhebung 1956, S. 15; 4. Sozialerhebung 1959, S. 11; 6. Sozialerhebung 1968/69, S. 11; 7. Sozialerhebung 1973, S. 203; 9. Sozialerhebung 1980, S. 19; 12. Sozialerhebung 1988, S. 64; 14. Sozialerhebung 1994, S. 44; 16. Sozialerhebung 2000, S. 2; 19. Sozialerhebung 2009, S. 50; die aktuelle Zahl entstammt der Internetpräsenz des Statistischen Bundesamtes: Destatis: Bildung, Forschung und Kultur, online einsehbar unter: <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bildung-Forschung-Kultur/Hochschulen/Tabellen/studierende-insgesamt-bundeslaender.html> [eingesehen am 24.03.2020]

Abb. 13: Anteil der Studierenden mit akademisch gebildeten Elternteilen



Daten entnommen aus 10. Sozialerhebung 1981, S. 36; 13. Sozialerhebung 1991, S. 109; 21. Sozialerhebung 2016, S. 27.

Abb. 14: Höchster Schulabschluss der Eltern von Studierenden



Daten entnommen aus 10. Sozialerhebung 1980, S. 35; 13. Sozialerhebung 1991, S. 107; 21. Sozialerhebung 2016, S. 27.